

Stephan Ludwig Roth

Ein Märtyrer des Auslandsdeutschtums

Erschossen am 11. Mai 1849

Von Heinrich Zillich

Vor dem ungarischen Revolutionsgericht in Klausenburg stand am 11. Mai 1849 ein siebenbürgischer deutscher Pfarrer, weil er auf Anordnung des im Lande rechtmäßig kommandierenden österreichischen Generals Puchner einige deutsche Leibeigenendörfer in das selbständige und freie deutsche Gebiet seiner Heimat einbezogen und vor plündernden Horden gerettet hatte. Das Gericht der Empörer verurteilte ihn widerrechtlich zum Tode. Drei Stunden später wurde Stephan Ludwig Roth auf der Zitadelle erschossen. Er litt den Tod mit einer Größe, die in den Aufzeichnungen eines Augenzeugen bis in die Einzelheiten überliefert ist und die den Offizier, der die Erschießung leitete, so stark erschütterte, daß er vorsprang und rief: "Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt!" Am lautesten wirkte sich der Seelenadel Roths in einem Brief aus, den er kurz vor dem Tode an seine Kinder schrieb. Er ordnete darin besonnen sein Hauswesen, trug noch hier in der Gewalt der Ungarn Sorge für ein von ihm aufgenommenes ungarisches Findelkind und rechtfertigte in einigen großen Sätzen sein Leben vor der Nachwelt.

Der Mann, der so zu sterben wußte, hatte einige Tage vorher eine Fluchtgelegenheit im Bewußtsein seines Rechtes ausgeschlagen; aufrecht, wie er gelebt, war er unschuldig für das deutsche Volk Siebenbürgens gefallen.

Siebenbürgen gehörte zu Lebzeiten Roths als Kronland zu Österreich, stand unter der Gesamtführung Metternichs und damit auch unter den jene Epoche bestimmenden Regierungsmitteln, doch galt noch unverändert die mittelalterliche innere Ordnung dieses Gebiets; die Siebenbürger Sachsen hatten ihre freie Provinz, der ungarisch-siebenbürgische Adel beherrschte die weiten rumänisch- und ungarisch besiedelten Landstriche, und die Szekler als die dritte ständische Nation war in ihren Bergtälern ebenfalls frei. Lediglich die Rumänen ermangelten noch politischer Rechte von Bedeutung. Es waren

geruhsame, dumpf gärende Jahrzehnte, in die Stephan Ludwig Roth hineingestellt wurde als der schöpferische Anreger der schlummernden Kräfte seines Volks, von dem er allerdings nur spät anerkannt wurde. ¹⁸ Viele Jahre bemühte er sich auf verschiedensten Gebieten, seine Landsleute aufzurufen; er legte ihnen hundert Pläne vor und wurde immer wieder mißverstanden. Sein Leben, dessen Gaben der Volkserziehung zustreben, ist ganz das eines sprichwörtlichen Propheten im Vaterland gewesen. Was ihm die Zeitgenossen versagten, machte erst die Zukunft gut. Heute beginnen die Schriften dieses Mannes über Siebenbürgen hinauszudringen und im geistigen Raum des gesamten deutschen Volkes Eingang zu finden.

Als der junge Roth nach Tübingen reiste, schrieb er ein Tagebuch, das nicht nur einen Dichter verrät, sondern auch schon die Anlagen des späteren Volkserziehers. Von der Universität, die ihn enttäuschte, rettete er sich zu Pestalozzi, kaum daß er etwas von ihm gelesen hatte. Sein pädagogischer Wesenskern war durch den berühmten Erzieher angerührt worden. An der Schule in Iferten, wo er bald eine ehrenvolle Rolle spielte, schrieb er ein Werk über den Sprachunterricht, das Pestalozzi ins Französische und Englische übersetzen ließ, und beschäftigte sich mit erzieherischen Plänen, die er sofort mit seinem Volk verbindet. Er entwarf mit 24 Jahren einen Plan zu einem Landerziehungsheim für Lehrer in Siebenbürgen, das damals ein ungenügendes Schulwesen hatte, und legte ihn, nachdem er inzwischen in Tübingen mit der ihn kennzeichnenden Arbeit "Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen" promoviert hatte, bei hohen Behörden in Wien vor, doch wurde er abgewiesen. In die Heimat zurückgekehrt, opferte er einen Teil seines Erbes, kaufte selbst den Grund für die Anstalt, die bis zum letzten Tropfen Milch errechnet war, blieb aber auch hier erfolglos vor dem Widerstand und der Teilnahmslosigkeit maßgebender Kreise und mußte sich schließlich zu der üblichen theologischen Laufbahn in Siebenbürgen verstehen, erst Gymnasiallehrer, dann Pfarrer werden. Im Pfarrerberuf, den er auf Dörfern mehr als zwanzig Jahre lang ausübte und der für ihn das Scheitern eines zu größerer Wirksamkeit berufenen Lebens zu besiegeln schien, fand er inmitten des vielfältigen damals noch recht herrenhaften Wirkungskreises wenigstens

im Kleinen die Tätigkeit, zu der es ihn drängte und die man in einem nicht alltäglichen Sinne wohl politisch nennen darf.

Freilich der Umkreis war klein. Sein Leben, eingeengt in ein Dorf, drängte stets aufs neue ins Weite. Er haderte in manchen Stunden mit dem Schicksal, wenn er vom Häckerlingsfressen sprach, das sein Dasein geworden sei, niemals aber finden wir einen vergränten und verbitterten Zug in seinem Denken und Schreiben.

In der Abgeschlossenheit entstanden die Schriften, deren Titel schon anzeigen, mit welcher Sicherheit dieser Pfarrer die wesentlichen Fragen seines Landes anpackte und erkannte. Er war kein trockener Schriftsteller, wie wir das nach dem vorwiegend sozialen Inhalt seiner Bücher annehmen könnten. Von hoher Sachlichkeit bewegt, ^{vielleicht tief} in jeder Zeile, wahrhaft untergründig, in starker und gesättigter Sprache ein über das Stoffliche hinausweisender und es ins Bedeutsame hebender Geist. Gleich Dichtern, die aus dem Volkstümlichen schaffen, wendet er Bilder und Gleichnisse oft, doch stets einfach und unbedingt sicher an. Der ganze Urgrund des Lebens klingt bei ihm mit, selbst wenn er die gewöhnlichsten Tatsachen ~~des Lebens~~ betrachtet. Er dichtet seine sozialen Schriften. Man könnte sie auch moralische Abhandlungen nennen, wäre der Ausdruck nicht irreführend und der sachliche Inhalt nicht so eindeutig praktisch. Daß wir sie heute mit größtem Nutzen lesen können, liegt vor allem an ihrem überzeitlichen menschlichen Gehalt. Aber selbst wenn dieser Wert fehlte, müßte uns ein Buch wie "Die Zünfte" noch stark berühren, da es ~~mit~~ viele Gedanken ständischen Zusammenschlusses ausspricht, die nicht veraltet sind. Im "Geldmangel" ist eine ganze Weisheit der Geldwirtschaft geborgen; "Der Sprachkampf" vollends ist ein Buch von sprühender Aktualität; es behandelt das Thema der Volksgruppenordnung in nationalgemischten Gebieten. Mit scharfem Blick erkannte er die Gefahren der Demokratie und ihr Umschlagen ins Gegenteil dort, wo sie sich auf nationale ~~Majoritäten~~ stützt, die mit anderen, an Zahl geringeren Nationen zusammenleben. Sein Buch ist eine Ethik der Minderheitenfrage und ein klarer Leitfadens zu ihrer Lösung. Er begriff auch ~~deutlich und gerecht~~ das rumänische Problem in Siebenbürgen, für das seine Zeitgenossen noch blind waren.

In Roths gesammelten Schriften und Briefen," die sein verdienter Biograph Dr. Otto Folberth im Verlag de Gruyter, Berlin, in mehreren Bänden zur Zeit herausgibt, überwältigt uns der gestaltende Schwung eines Feuergeistes, den es zur Publizität aus innerer Leidenschaft drängte, weil er mit ihr die Tat erzwingen wollte.

In fast allen Fragen seiner Umgebung war er ein Wortführer, zu allen wußte er eine neue wegweisende Antwort. Die Pläne, deretwegen er verhöhnt wurde, sind erst lange nach ihm verwirklicht worden. Er, den man "Pestalozzi" schimpfte, weil er unablässig zu Schulfragen Stellung nahm, versuchte später eine Kolonisation von Schwaben in Siebenbürgen durchzuführen und brachte auch etwa Tausend von ihnen ins Land. Unter den Gründern des Siebenbürgisch-Deutschen Landwirtschaftsvereins, der bis heute eine der stärksten deutschen Organisationen im Osten ist, finden wir ihn, und der Jugendbund ist seine eigenste Leistung.

Die Zeit verstand ihn nicht. Erst wenige Monate vor seinem Ende, als die ungarische Revolution das alte sächsische, schon etwas dumpf gewordene Volksgefüge zu erschüttern drohte, fand man instinktsicher zu ihm. Er tritt in den Vordergrund als Jugendführer und Politiker und stirbt wenig über fünfzig Jahre alt allzu früh, auch hier durch Kräfte, über die er nicht gebieten konnte, an der vollen Entfaltung seiner Gaben gehindert. Die läuternde und erzieherische Aufgabe, die er sich in früher Jugend schon gestellt hatte, war seiner Zeit vorausgeeilt. Er erlebte das Schicksal vieler großer Deutschen; verkannt zu werden. Erst durch den Heldenmut der Todesstunde ging er in das Bewußtsein der Heimat und in unseren Tagen in das des ganzen deutschen Volkes. *in.*

Stephan Ludwig Roth

Zum 11. Mai, der achzigsten Wiederkehr seines Todestages

Von Heinrich Zillich

„Ich habe das Meine getan; ihr Abrigen
tut das Eure!“
St. L. Roth

Vor achzig Jahren wurde Stephan Ludwig Roth in Akausen-
burg standrechtlich erschossen.

Er, der bei Lebzeiten oft Verhöhnte, der Stürmer inmitten der
Bürgerlichkeit, wurde erst durch diesen Tod der Anerkennung seines
Volkes sicher. Seither hat ihn mancher wieder entdeckt. Er rückte
vor zum Zitatengeber für die Dorfkalender. Mit seinen Worten spickten
wir Festreden. Man setzte ihm einen Gedenkstein. Man schrieb Bücher
über ihn, bringt seine Gesammelten Schriften heraus und findet so-
gar Leser damit.

Und doch hat der einzigartige Geist für die sächsische Entwicklung
keine große Bedeutung gehabt. Es ist nicht seine, nur unsere Schuld.

Wir heben tote Helden bereitwillig auf den Altar, sind freigebig
mit allerlei Ehrungen, die alljährlich — man blicke in die Kalender —
viel zu vielen erwiesen werden. Es kostet uns eben innerlich nichts.
Es schmeichelt aber unserer Eigenliebe, daß ein Sohn unseres Volkes
da gelobt wird. Ein Tröpfchen des Ruhmes fällt immer auch auf uns.
Und er, der Verdienstvolle, ist hinüber ins Unerfaßbare, von wo er
uns nicht mehr beunruhigen kann. Wir ahnen hinter dem verrauchten
Genius, daß er es wirklich gewesen ist. Es steigt uns die Erleuchtung
auf, daß er wirklich groß war, anders als wir, und wir freuen uns
über beides: daß er es war und daß er weg ist.

Ich übertreibe? Ich sage die reine Wahrheit. Träte er heute unter

uns, wir lachten wieder zu seinen Plänen, schimpften ihn „Schwabenkönig“ und „Pestalozzi“, bloß deshalb, weil wir zu klein wären, ihn zu verstehen und ihn deshalb als Narren empfänden, ahnungslos für Größe, solange sie unter uns weilt. Aber das Volk spürt bei allem Unverständnis und Haß für das Außergewöhnliche doch mitunter den Genius. Es spottet und haßt, aber es fühlt: der da ist größer, ist mehr, er fordert von uns, was wir nicht geben wollen, weil wir damit verlören, was uns erfreut: Dumpsheil und Ruhe.

Wäre dieses haßvolle Wissen nicht, wer könnte es erklären, daß in dem Augenblick, wo die Zeit ins Rollen kam, wo die bürgerlich-hergebrachte Welt krachte, von ebenso hergebrachten Männern nicht mehr verstanden, Stephan Ludwig Roths Aufstieg begann, daß er, der geborene Führer, zur Führung endlich berufen wurde.

Er hat sich zeit des kurzen Lebens, daß ihm beschieden war, recht unsäglich aufgeführt. Er sargte sich nicht geistig ein, indem er wie laufend andere vom Studium in das Amt hinüberwechselte, um Stufe für Stufe langsam dem leiblichen Tod entgegen zu schaukeln, mit einigen, im Alter gehäuften Ehren bedeckt. Nein, er trat sogleich mit einer Idee auf, wie jeder bedeutende Mensch. Er hatte gleich zu fordern und zu geben.

Und hier hebt nun die siebenbürgische Tragik an. Man merkte wohl, daß er forderte — und ärgerte sich darüber — man war aber zu klein, um zu sehen, daß er zu geben hatte, mehr als der ganze Klüngel, den er in Erregung versetzte und der ihn hochmütig ablehnte. Hätte er damals gesiegt und eine Lehrererziehungsanstalt aufgebaut, die aus seinem Wesen erwachsen den Samen empfangen hätte, wirklich Menschen und Charaktere zu bilden anstatt Wissen zu vermitteln, es wäre ein Geist in unseren Schulen wirksam geworden, den wir heute noch spürten. Was nachher lüchtige Männer sicherlich recht gut durchführten, geschah auf anderen Wegen, anstatt wie hier zu erwarten war: aus dem einmaligen Menschen, aus der großen Persönlichkeit heraus.

Daß Roth gleich zu Beginn schon scheiterte, hat seine Ursache in der Veranlagung unseres Volkes, durch die es vielleicht beschützt, aber verhindert wird, eine bedeutendere geistige Lebenshöhe auch in noch so begrenztem Kreise zu erreichen. Bei uns gibt es bloß einsamen Geist. Man denke sich aus: da träte ein 25jähriger Mensch mit einem großen Plan vor uns hin. Was wäre unsere Antwort? Wir stellten uns rund um ihn auf und lachten.

Folberth nannte mit tiefem Recht dies Leben ein „Stürmen und Stranden“. Roth brach sich ununterbrochen die Schwingen an seinem eigenen Volke. Dabei war er doch sehr deutlich dessen Kind. Sein Zug zur Pädagogik ist sächsisch. Es überrascht bei einem jungen Manne, der um 1820 Deutschland besucht, daß er an dem gewaltigen Leben Weimars vorübergeht, sich von allem Gute der Zeit entläßt traumwandlerisch sicher einem Greise anschließt, dessen Ende nahe und dessen Leistungen hinter ihm liegen. Diese rasch vollzogene Entscheidung ist eine Einseitigkeit Roths, ein Entschluß, sicherlich stark als Ausdruck einer besonderen Berufung, zugleich aber ein Verzicht, der nicht unbedingt glücklich war. Er wußte nicht, was er zurückließ, als er das weßliche reiche Leben, ehe er es kennen lernen konnte, mit der Schule Pestalozzis in Iserten vertauschte. Eine große und köstliche Gegenwart deutschen Lebens verlor ihn damit.

Diese Entscheidung auf das Ergreifbare, Einseitige hin, dem man sich für das Leben weihet, ist sächsisch. Nur ist es bei Roth tiefer, geistiger, ganz unsächsisch in der Sache: uneigennützig. Kein Beruf verlockte ihn, eine Berufung übertrug ihm ihre Schwere.

Aber auch diese Verwandtschaft spürte das Volk nicht. Der Enkel war zu hoch im Rang, als daß es ein solch tiefes Blutsband gefühlt hätte. Es wußte nur von der leiblichen Verwandtschaft — wie ein Dorfweib jeden Zug des letzten Sprosses, der emporshawd, als Dünkel auslegt und, ist er fern, sich mit ihm brüstet, wie wir es heute tun.

Der gewöhnliche Mensch und Führer läßt sich von den Anforderungen des Lebens, wie sie an ihn treten, zur Arbeit reizen. Er beantwortet mit seinem Tun die Notwendigkeit des Tages. Der geniale Mensch stellt selbst ein Ziel auf und sucht es zu erringen. An diesem grundlegenden Unterschied in der Einstellung und in den Beweggründen zur Tat scheiden sich die erwählten Geister von den alltäglichen. Roth hat viele Ziele verfolgt und keines ganz erreicht. Ihm paarte sich alles bei, was die Natur geben konnte: Charakter, Sprache, Weitblick, Männlichkeit, Mut, Phantasie. Ihm versagte sich das wenige was der geniale Volkserzieher von seinem Volke fordern muß: dessen Bereitwilligkeit und Unvoreingenommenheit.

Geboren zum Führer, der in manchen Spannen seines Lebens rasch Geltung errang — er wurde in jungen Jahren Gymnasialdirektor, seine Schriften wurden mitunter beachtet — verlor er den eroberten Platz immer ebenso schnell, weil sich ihm die Form verweigerte, die

bei ihm — auch dies ist im erhabensten Sinne sächsisch — stets sein Volk war. Er spielte keine politische Rolle, bis zuletzt, nicht weil er dazu nicht geschaffen war, wie wohl die politischen Herren damals meinten, sondern eben weil er dazu wirklich begabt war. Nur war solche Politik, die er geführt hätte, mit der Überlieferung, mit dem Jähren, von der Mittelmäßigkeit durchsäuerter Trotz unvereinbar. Er hatte, was unserer Politik so häufig fehlt: Ideen, er hatte, was ihr ebenso oft mangelt, die freie geradlinige Lust zur Tat, und er hatte, was ihr selten fehlt, nicht: die nach kleinlichen Rücksichtnahmen gerichtete zögernde Angst vor weiten Entschlüssen, dem sich der Stolz des Amtes paart.

Daß er ein Politiker großen Ausmaßes war — dem auch heute die ungeistige Mehrzahl mißtrauisch entgegenstehen würde, weil er so unerhört neu ist und deshalb dem Durchschnitt so verdächtig — beweist nichts deutlicher als seine Arbeit in den Jahren 1845 bis zur Revolution. Aus dem Pfarrhaus, wohin er sich aus dem nahen Nebeneinanderleben mit der Bürgerlichkeit zurückgezogen hatte, hallten seine Mahnrufe immer wieder. Keine größere Unternehmung wie zum Beispiel der geniale Plan der Schwabenstedlung und die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins, wo er nicht dabei gewesen wäre, und keine, die nicht auch seines Geistes einen Funken unbewußt oder bewußt aufgefangen hätte. Dort, wo er Führer wirklich sein durfte und in religiöser Verinnerlichung auch war: im Dorf, war der Rahmen für ihn doch zu eng, dort, wo er es zum Nutzen des Ganzen hätte sein müssen, sperrte man ihm den Weg. Aber nun ändert sich in den letzten Jahren vor der Revolution sein ganzes äußeres Dasein, gleichsam als wüßte das Volk, daß jetzt auf den erschüllerten Grund der Meister treten müsse, den es bis dahin nur durch Ablehnung ehrte. Er steht plötzlich — es ist der Sommer 1848 — an der Spitze des sächsischen Jugendbundes, er wird Mitglied der Nationalversammlung. Ich sagte früher, das Volk spüre den Genius in manchen Stunden. Es spürt ihn, wenn die Erde wankt und die alten Götzen wie Aegel fallen. Roth wurde nicht Gesamtführer der Sachsen, er spielte nur eine Rolle im Kampfe, seine Aufgabe war begrenzt und wurde von ihm ausgezeichnet gelöst — aber die Rolle tritt vor den anderen hervor, weil sein Geist sie erfüllte, weil das Ende, zu dem sie hinführte, keinem anderen und keinem so beschieden worden wäre wie ihm.

Hier ist in diesem von außen gesehen: sinnlosen, beinahe zufälligen Tod alles von ihm auf eine Weise erfüllt worden, als wäre es ein

Märtyrertod eines großen Zweckes wegen. Als stellte sein Opfer die Errettung seines Volkes in Aussicht. Aber selbst diese Größe seines Wesens, die sich erschütternder erwies als je in seinen Worten, war im Grunde verlan, nutzlos, weckte kein innerliches, fortdauerndes Echo, schuf kein bleibendes Werk, wie es anderen großen Männern bei einem mehr formbaren Volke beschieden war, wie es selbst kleinsten Philosophen gelang.

Das liegt sicher auch daran, daß er als Schriftsteller und Denker kein System aufstellte, ja daß er im Grunde eben nur ein Talentsch, ein Erzieher, ein Volksführer war, dem man die Tat verdarb, die Kinder entzog, dem das Volk nicht zuhörte.

Und damit bringen wir in den Sinn dieser tragischen Sendung. Welches Spiel wurde da vom Schicksal mit Roth gewagt und verloren?

Fragt man hier nur nach dem, was von Roths Ideen, von seinen praktischen Vorschlägen später durchgeführt wurde, so kann seinem Wirken wohl ein Erfolg zugeschrieben werden. Die Schaffung eines Lehrerfeminars, einer pädagogischen Zeitschrift und noch andere fruchtbare Taten hat er schon gefordert. Wer wagt festzustellen, ob damit seine Vorschläge zur Durchführung kamen oder ob der praktischere Geist der auf ihn folgenden Jahre diese Notwendigkeiten selbst entdeckte? Wie dem sei, es beweist jedenfalls, daß er lange vor seiner Zeit den klarsten Blick für die wichtigsten Reformmöglichkeiten hatte. Und wurden sie später vollzogen, so mag man darin, wie gesagt, einen Erfolg seines Lebens sehen.

Aber seine schicksalhafte Aufgabe liegt ungleich tiefer als nur im Vorschlagen von Neuerungen. Seine Tragik besteht darin, daß er selbst der geeignetste gewesen wäre, seine Ideen durchzuführen und daß ihm dies verwehrt wurde. Es ist nicht dasselbe, ob ein genialer Mensch einen Plan durchführt und die neue Schöpfung ganz mit seinem Geiste füllt, oder ob es die unpersönliche Macht eine Organisation tut.

Doch Roths Tragik liegt im Grunde auch nicht hier. Wahrhaft erschütternd enthüllt sie sich darin, daß sein ganzes Sein eine moralische Anforderung an unser Volk ist, eine erfolglose. Er war der Ausdruck eines großen, mächtigen und freien Menschentums. Sein Wirken war die Aufforderung, uns ihm anzugleichen. Dies war die schicksalhafte Sendung Stephan Ludwig Roths: uns aus der seelischen und moralischen Enge zu einem innerlichen, reicheren und charaktervolleren Leben zu erhöhen. Das war auch der Sinn seines Todes! Uns charakterlich zu ändern! Und diese geistige und erzieherische Aufgabe hat unser

Volk an sich nicht vollziehen lassen. Es war dazu nicht bereit, es war zu klein. Am hellen Tage ging dieser große Mann mit einer Laterne über unseren Markt und wir sahen ihn nicht.

Er was die klarste Verkörperlichung des siebenbürger Sachsentums auf der einen Seite, nur ins Geistige und Gentale erhoben, in die Fülle und Bedeutung erhöht, und war gerade deshalb auf der anderen Seite eine ewige Anklage, ein ewiger Protest gegen das sächsische Leben. Er war, wie wir sein sollten: nicht im Ausmaß seiner Gaben — denn die sind einmalig und einzig — aber im Charakter; in der Unabhängigkeit von Eigensucht, Falschheit und Engherzigkeit.

Seine Tragik ist echt. Er starb wie jeder Held an seiner Zeit. Seine Tragik aber ist nicht zu Ende. Er wirkte und starb nutzlos auch für die folgenden Jahrzehnte bis auf unsere Tage.

Wer Mut genug hat, der hoffe auf sein Auferstehen im Wesen unseres Volkes in der Zukunft.

Sonderdruck aus
Das Innere Reich

Zeitschrift für Dichtung, Kunst und Deutsches Leben

Herausgeber: Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow

Jahrgang VI Heft 1



Verlag Albert Langen · Georg Müller · München

Bezugspreis der Zeitschrift: Vierteljährlich 4.80 RM., Einzelheft 1.80 RM.



Heinrich Jillich

Stephan Ludwig Roth

Zur 90. Wiederkehr seiner Erschießung am 11. Mai

Vor neunzig Jahren am 11. Mai fiel in Klausenburg mitten in den Wirren des siebenbürgischen Bürgerkriegs unter den Kugeln eines ungarischen Hinrichtungskommandos ein Deutscher, dessen heldenmütiger Tod seine menschliche Bedeutung sichtbar machte, dessen geistige Begeweiserschaft aber erst in unseren Tagen aus dem Rahmen Siebenbürgens ins gesamtdeutsche Bewußtsein zu treten beginnt. Stephan Ludwig Roth, ein Dorfpfarrer, gehört zu jenen erschütternden Gestalten, die in unserem Volk nicht selten sind, zu den verkannten, verfolgten und verlachten Kündern eines schöpferischen Lebens, zu den Männern, die niemals den eigenen Vorteil suchten und der Gemeinschaft, der sie angehörten, mit dem letzten Blutstropfen dienten, aber der Zeit voraus deren Widerspruch notwendig hervorrufen mußten.

Seine Gaben waren reich, sein Wollen verzweigte sich auf die verschiedensten Gebiete, sein Denken umgriff das Alltägliche mit der gleichen Leidenschaft, mit der er sich dem Überirdischen seelisch öffnete. Er stand in seinem Volke als ein von dessen Nöten und Aufgaben heiß bewegter, tätiger und zielsetzender Mensch, dabei war ihm jede Feindschaft anderen Völkern gegenüber fremd, für deren Rechte er wirkliches Verständnis aufbrachte, was den Rumänen dankbar bewußt geblieben ist. Die Demokratie der Zahl verachtete er, bis ins letzte Fühlen von Werten, nicht von Mehrheiten bestimmt. Will man seine große Persönlichkeit auf einen Renner bringen, so bietet sich hierfür das Wort *Volkserzieher* dar, aber in einem weitfassenden Sinne, der uns heute, nachdem wir den Blick für die Zusammenhänge zwischen den Fragen des Südostens und denen des gesamtdeutschen und europäischen Schicksals wieder gefunden haben, stark anspricht.

Es ging ihm darum, in einem Gebiet, das von drei Völkern besiedelt ist, eine Ordnung zu vertreten, die, allen gerecht, dauerhaft sein konnte, die aber zugleich unter dem vollen Lichtstrahl der Werte stand, die wir als ewiges Europa, und das heißt in den östlichen Gebieten immer auch als deutsch bezeichnen dürfen. Mit solchen Worten hat er seine Ziele wohl nie umrissen, doch sein Handeln erweist dieses Bestreben, so zum Beispiel wenn er einmal

die freien deutschen Bürger und Bauern Siebenbürgens als geeignet erachtet, zwischen den damals in ausgedehnten Teilen des Landes vorherrschenden ungarischen Edelleuten und ihren meist rumänischen Fronbauern zu vermitteln. Roth steht in der Reihe der großen Deutschen, die seit der Staufenzzeit bis in die jüngste Vergangenheit die widerstreitenden Kräfte des Ostens durch das ausgleichende, kultivierende und wehrhafte Können ihres Volkes der Siedler, der Burgenbauer, der Städtegründer, der Buchdrucker, der Humanisten, auf gemeinsame Werte zu vereinigen suchten, und denen es vorwiegend zu verdanken ist, daß mit der Abwehr der mongolischen und türkischen Oststürme nicht nur Europa vor dem Untergang gerettet, sondern auch sehr weite, dem Herzen des Erdteils vorgelagerte Gebiete geistig und politisch gewonnen wurden.

Die Zugehörigkeit zu einer der bewußten deutschen Siedlungslandschaften im sendungshaften Osten äußert sich auch bei durchschnittlichen Menschen in einer auffallenden Wachheit für die öffentlichen Belange. Man lebt politisch in ständiger Beziehung zu den Ereignissen, die die deutsche Gemeinschaft betreffen. Es mögen große oder kleine Dinge sein, immer fühlt man sich von ihnen berührt, denn von jeder Verschiebung der Kräfte wird nicht nur der eigene Bestand, sondern auch die Aufgabe des so weit hinausgeschobenen deutschen Daseins beeinträchtigt, die den Massen zwar nur selten klar vor Augen steht, dumpf aber auch bei ihnen im Gefühl des eigenen Ranges mitschwingt. Die hellen Köpfe haben für den Sinn des deutschen Wirkens in jenen geistigen Grenzländern des Erdteils stets einen Ausdruck, ihrer Zeit entsprechend, gefunden. Im praktischen Leben aber kam es in erster Linie darauf an, das deutsche Volkstum stark, zahlreich und schöpferisch zu erhalten, denn in der Hut träger und genügsamer Menschen verdirbt jede Sendung und Lebenskraft. Mit dieser Wahrheit steht allerdings eine zweite im Wettstreit. Die deutschen Siedlungen im Osten, umgeben von der Mehrheit anderer Völker, haben eine kluge vorsichtige Politik nötig, und diese fördert charakterliche Anlagen, die geistigen Höhenflügen und kühnen Unternehmungen oft hinderlich sind, die dem Außergewöhnlichen mißtrauen und dem inneren und äußeren Durchschnitt des Volkes am meisten entsprechen. Gewissermaßen aus Notwehr wird man kleinstädtisch bürgerlich, und der Begabte erscheint der Masse leicht als Störenfried. Solange die Siedlungen wie in der Zeit der mittelalterlichen Stürme zu Waffentaten gezwungen waren, solange sie ihre Länder und

Städte, ihr Volk und ihr Heer unabhängig führten, mit Königen unterhandelten und Paschas bestachen, standen sie auf schicksalhafter Höhe und ließen begabten Kräften leichter die Führerplätze zukommen. Damals wuchsen die Dome des Ostens; der Sinn für das Große strömte aus den großen Geschehnissen selbst auf den Durchschnitt ein. Später aber, als sich die Macht von den Siedlungen auf die Staaten verschob, auf ferne Hauptstädte, als der Kampf nun nicht mehr vorwiegend um Leben und Tod ging, sondern sich in einen Kanzleienstreit um Recht und Unrecht verwandelte, bedurfte das Lebensgesetz klugen Handelns bald mehr als je zuvor des Gegenstoßes geistiger Neuschöpfer.

Stephan Ludwig Roths Wirken fällt in die Jahre 1818—1849, in eine Zeit also, die auch im Herzen des Erdteils trüg und langsam gärend dahinfloß, in Siebenbürgen aber vielleicht noch unbewegter war in Folge der hier gültigen mittelalterlichen Verfassung. Drei Stände ordneten auf gemeinsamen Landtagen die Gesamtanliegen: der ungarische Adel, der ungarische Bergstamm der Szekler und schließlich die Deutschen, während die Rumänen, an Zahl der größte Teil der Bevölkerung, keine politischen Rechte besaßen. Jeder Stand hatte überdies ein gesondertes Herrschaftsgebiet, die Deutschen ein Freitum, das schon siebenhundert Jahre alt war. Über all dem gebot als Statthalter des Kaisers der österreichische Gouverneur mit den gleichen zeitbefangenen Mitteln, die im deutschen Binnenland Anwendung fanden. Es waren, völkisch gesprochen, Zeiten eines befriedeten Daseins für die Siebenbürger Sachsen, so lange die ungarischen Freiheitsbestrebungen vom Kaiser gebändigt wurden. Noch vor wenigen Jahrzehnten allerdings hatten die josefinischen Reformen das Land erregt. An den Westgrenzen Siebenbürgens, im Banat, waren vor einem Menschenalter die letzten Einwanderungszüge der Schwaben eingetroffen. Doch dies war nun verklungen, die napoleonischen Kriege beendet, und nach ihnen breitete sich jene wohlbekannte, großen geschichtlichen Zeiten folgende seelische Ermattung aus, die aus eigenem Bedürfnis dem Wiener Verwaltungsrezept, Ruhe als erste Bürgerpflicht zu verordnen, entgegenkam.

In eine solche Luft war Stefan Ludwig Roth hineingestellt, sie empfand er als unerträglich, gegen sie kämpfte er an, die ihn niederdrückte, nicht hochkommen ließ, an der er äußerlich scheitern mußte und die er, ein von der Vorsehung zu keinem anderen Zweck berufener Mann, doch schließlich durch Werk und Beispiel überwunden hat. In ihm verkörperte sich in trüber Zeit, obschon tra-

gisch vergeblich, der hohe Sinn für eine große Sendung, ohne deren Beachtung der Deutsche im Osten herabsinkt zum Dünger anderer Völker.

Um die bittere Tragik seines Lebens zu begreifen, sei schon vorweg auf eine der mühevollsten Bestrebungen Roths hingewiesen, auf den Versuch, das Deutschtum Siebenbürgens durch schwäbische Einwanderer zu stärken. Es war, wenn auch bis ins letzte durchdacht, flug und überlegt angefaßt, doch ein Unternehmen von toller Kühnheit! Welche Vermessenheit, jetzt in den Tagen der Geruchsamkeit, auf den Pfaden eines Hermann von Salza, eines Prinzen Eugen, einer Maria Theresia zu wandeln, gänzlich ohne Unterstützung anderer, lediglich aus eigenem Entschluß! Ein unbekannter Dorfpfarrer tat es und brachte, nachdem er dafür die Erlaubnis Wiener Amtsstellen erwirkt hatte, tatsächlich mehrere hundert Siedler nach Siebenbürgen, aber die Wiederbelebung des einstigen großen Ostlandstromes mißlang. Man schimpfte in der Heimat Roth deswegen „Schwabenkönig“.

*

Stephan Ludwig Roth wurde 1796 als Pfarrerssohn geboren, wuchs auf dem Lande auf und besuchte die Gymnasien in Mediasch und Hermannstadt. Mit zwanzig Jahren wanderte er auf einer langen romantischen Fahrt nach Deutschland und schrieb dabei ein Tagebuch, das uns erhalten ist und das der verdiente Roth-Forscher Dr. Otto Folberth im ersten Buch seiner inzwischen auf sechs Bände angewachsenen Ausgabe der „Gesammelten Schriften und Briefe St. L. Roths“ (Walter de Gruyter & Co., Berlin) veröffentlicht hat. Es spiegelt eine wache Seele, eine außerordentliche Beobachtungsgabe und in der Frische dichterisch belebte Sprache schon den späteren Mann, dem Politik und Volkserziehung Bedürfnis sind. In Tübingen begann er Theologie zu studieren, nicht länger als ein Jahr, dann wandte er sich, von der trockenen Wissenschaft unbefriedigt, mit erstaunlicher Sicherheit und gegen den Willen seines Vaters, der ihm riet, andere Mittelpunkte des Kulturlebens kennenzulernen, tätiger Arbeit am Volke zu, die er in neuer, zukunftsreicher Form in der Schule Pestalozzis gesichert wähnte. Er begab sich nach Tüferten am Neuenburger See in der Schweiz, um an Seite des schon greisen Schulreformers in dessen Anstalt zu wirken.

Dieser Entschluß kennzeichnet einen Jüngling, der das Leben suchte, das ihm die Universität vorenthielt, und der von der reaktionären Luft der Zeit

abgestoßen, eine Arbeit, die seiner Berufung entsprach, ohne Rücksicht auf die akademische Laufbahn, vorzog. In den Ideen Pestalozzis hatte er sich selbst entdeckt; das politische Temperament, das ihn zeitlebens bestimmte, äußerte sich in dieser Entscheidung auch schon, und zwar in der gleichen bestrickenden Vergeistigung, die man bei allem, was er angreift, bewundert; hier scheint es als Durchbruch in die Pädagogik zu wirken, die ja, wenn man Politik und Erziehungskunst tief genug auffaßt, sich eng berühren.

Daß tatsächlich ein politischer Wille mit Roth in die menschenfreundliche Anstalt eintrat, ergibt sich aus seinem Eifer, Anwendungsmöglichkeiten der dort vertretenen Ideen und der Praxis, die sich ihm nun auftrat, für das Deutschthum seiner Heimat zu finden. Er war in Yferten ein gläubiger, begeisteter Schüler, ein bald geschätzter Mitarbeiter, dessen Name in Fachkreisen erstaunlich schnell auch über die Schweiz hinaus bekannt wurde, zugleich aber ein Kundschafter Siebenbürgens, und diesen Zweck verlor er nie aus dem Auge.

Das eine Jahr, das er in Yferten zubachte, war bestimmend für das folgende Jahrzehnt seines Lebens und in mancher Hinsicht für sein ganzes Dasein. Er nahm an allen Arbeiten, die sich in der Anstalt ergaben, teil — sein Lehrfach war vorwiegend Latein —, er fand noch Zeit, eine sehr bedeutsame Abhandlung über den „Sprachunterricht“ zu schreiben, die erst in unseren Tagen gedruckt wurde, doch schon damals auf Pestalozzis Weisung eine französische und englische Übersetzung erfuhr. Während sich Roth in diesem Betrieb ohne Rücksicht auf seine Kraft verzehrte, was er nach einigen Monaten mit einer schweren Erkrankung bezahlen mußte, trat er in Liebesbeziehungen zu einer Borarlbergerin, die Pestalozzis Armenhaus leitete. Die Verlobung wurde zwar später von dem Mädchen gelöst, als der Bräutigam sich den ersten Widerständen in der Heimat gegenüber sah, wir verdanken dem Verhältnis aber einige der schönsten Briefe, die der Jüngling geschrieben hat. Von der Krankheit geschwächt, gab er schließlich dem Drängen seines Vaters nach, trat die Heimreise an und trug mit sich den Entwurf zu einer Schulerneuerung in Siebenbürgen.

Bei der Durchreise in Tübingen schrieb er in vier Tagen eine Dissertation mit dem für ihn bezeichnenden Titel: „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen“. Am fünften Tag wurde ihm die Doktorwürde zugesprochen. Welche Gedanken Roth bei dieser Arbeit bewegten, ergibt sich aus einem erhaltenen Satz der Dissertation: „Auf die

Macht des Stärkeren wollen wir den Staat nicht bauen, das wäre eine Sünde an der Wahrheit und am Menschenrecht". Leider ist, da die Schrift abhanden kam, nicht mehr festzustellen, ob Roth für das Mystische und Sendungshafte des Staates, das sich für Deutsche in dem staatsüberhöhten Begriff des Reichs verdichtete, Verständnis aufbrachte. Nach dem Titel und dem zitierten Satz ist daran zu zweifeln.

Von Lübingen zog er nach Wien, im Glauben, bei den Ämtern Verständnis für seine Schulreformpläne zu finden. Doch weder hier noch in der Heimat wurde ihm Unterstützung zuteil. Die Zeit der Kämpfe war angebrochen, die ihn bis ans Ende begleiten sollten. Gegen den Widerstand des Vaters, verspottet und angefeindet, suchte der Vierundzwanzigjährige ein Lehrerseminar in Siebenbürgen zu errichten. Er wandte sich an die Öffentlichkeit mit einem „Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande", kaufte aus eigenem Geld einen Grund im Heimatdorf für die Gebäude, legte seinen Entwurf in allen Einzelheiten vor, aber kein Opfer vermochte die Hindernisse zu besiegen, die ihm entgegentraten. Welcher Art diese waren, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe: „Stell Dir für: Herr Superintendent behauptet, die Pestalozzische Methode finde nur für blödsinnige Menschen statt". Seine Schrift, die sich an den „Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen" gewandt hatte, blieb erfolglos.

Damit war der erste große Anlauf gescheitert. Bittere und trostlose Briefe zeugen von der seelischen Not, die ihn quälte, als er sich endlich, die Unzulänglichkeit der siebenbürgischen Schulverhältnisse vor Augen, bereit finden mußte, den ausgetretenen Weg der üblichen pädagogischen Laufbahn zu betreten. Er wurde in Mediasch Lehrer am Gymnasium und neun Jahre später dessen Direktor. Aber auch jetzt konnte er die langgehegten Pläne nicht verwirklichen, obgleich er es an Bemühungen dazu nicht fehlen ließ. Aus dem Kreise der Kollegen erwuchsen ihm Feinde, die es verstanden, die Bürgerschaft gegen ihn aufzuheizen. Er wurde trotz seinem Sträuben des Amtes für verlustig erklärt, zum Stadtprediger gewählt, verließ aber die Stelle bald und übernahm eine Landpfarre. Mehr als zehn Jahre, die er der Schule und der Reform der Jugendziehung geweiht hatte, waren ohne Gewinn dahin gegangen.

In der fast souveränen Stellung eines Dorfpfarrers bot sich ihm eine neue Aufgabe, die doch seinen früheren Bestrebungen wesensverwandt blieb, wieder

eine pädagogische, die sich jetzt auf das ganze Volk bezog. Aus der Anschauung des landwirtschaftlichen Lebens, in dessen Mitte er wirkte, wurde Roth zum Volkswirt großen Stils. Die Sorgen der Bauern ließen ihn die Mißstände der ländlichen Wirtschaftsweise erkennen, vor allem die Grundzersplitterung, den Weidezwang, die Dreifelderwirtschaft. In zahlreichen Schriften forderte er moderne Methoden, Bodenzusammenlegung, Stallfütterung, Obstveredelung und vieles andere, was dringend nottat. Ja, er legte selbst eine Musterwirtschaft an, schlug die Errichtung von Ackerbauschulen vor und gründete schließlich den Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsverein, der bis zum heutigen Tag der wichtigste Fachverband seiner Heimat geblieben ist. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit stehen auch die schon eingangs gestreiften Kolonisationsbemühungen. Er reiste zu diesem Zweck nach Deutschland, hielt sich dort lange auf, sprach an vielen Orten, schrieb in schwäbischen und badischen Blättern Aufsätze und warb für den letzten Versuch, der nur ihm zu verdanken ist: einer neuen Ostlandfahrt die Wege zu ebnen. Hier hatte der rastlos tätige und mit jedem Plan die Bedürfnisse der Zeit wahrnehmende Mann seine vielleicht genialste Idee zu verwirklichen unternommen, ohne auch dieses Ziel zu erreichen. Immerhin verschaffte er tausend deutschen Bauern eine neue Heimat in Siebenbürgen und diesem einen begrenzten Kraftzuschuß. Bald darnach machte das Jahr 1848 dem Unternehmen ein Ende.

In den fünfzehn Jahren seines Pfarrertums entstanden jene großen Schriften, die ihn unmittelbar zu den wichtigsten politischen Fragen seiner Heimat wahrhaft schöpferisch und kämpferisch das Wort führen ließen. Gewiß, auch ihre augenblickliche Wirkung war gering. Indessen haben diese vielfältigen Äußerungen doch das eine Entscheidende gemeinsam, daß sie, zwar gegenwartsbezogen, ihr Thema in einer grundsätzlichen Weise behandeln, die ihnen überzeitlichen Wert verleiht. Die Abhandlungen über die „Zünfte“ und den „Geldmangel“, vor allem der prachtwolle „Sprachkampf“ geben schon in ihrem Titel an, was sie beinhalten, es sind aktuelle Stellungnahmen, doch wer sich auch nur kurz in sie versenkt, spürt, wie tief der Verfasser schürfte. In der Erörterung über die Zünfte ist das Problem wirtschaftlicher Organisation überhaupt gestellt und in einer auch uns noch fesselnden Weise gelöst. Der „Geldmangel“ hat, mögen Roths Theorien nicht immer stichhaltig sein, seinen Wahrheitsgehalt ebenfalls nicht verloren, vollends „Der Sprachkampf“ darf für alle Länder, die mehrvölkische Einwohner haben, unverändert als das gold-

dene Buch der Gerechtigkeit und Klugheit und jener Achtung vor fremdem Volkstum gelten, die zum Wesen der Deutschen immer gehörte und heute in der nationalsozialistischen Lehre verankert wurde.

Doch weit mehr als das Anwendbare der Schriften bestricken uns andere Werte an ihnen, die sie unvergänglich machen. Roth ist kein trockener Gelehrter. Er, der einmal sagte, daß er vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt sei, verfügt über die sprachliche Gewalt eines Dichters, und tatsächlich sind seine Schriften, so nüchternen Fragen sie sich scheinbar zuwenden, fast in jedem Satz Ausdruck einer dichterischen Seele. Roth dichtet seine Abhandlungen. In ungewöhnlich bildhafter, kerniger, mit kräftigen Vergleichen gesättigter Sprache stellt er den sprödesten Stoff hinreißend lebendig vor uns. Die gleiche Bildfülle, Wucht und Frische tritt uns aus den Briefen und Predigten entgegen. Viele seiner Sätze drangen in den letzten Jahren auch in Deutschland in den geistigen Raum der Nation ein, kostbare Aussprüche der gerechten und tapferen Lebenseinsicht eines Volksmannes von beschwingter Nüchternheit. Daneben finden wir religiöse und gottverpflichtete Bekenntnisse aus schweren Stunden der Enttäuschungen und mancher Schicksalsschläge, die ihm auch in der Familie — es starben ihm zwei Frauen und zwei Kinder — nicht erspart geblieben sind. In dem Maße, wie sich der anfangs stürmische und nicht immer leicht zu behandelnde Jüngling zum Manne abklärte, verdichtet sich seine Sprache bei bedeutenden Anlässen zu hoher Würde, durch die das Feuer der Leidenschaft geläutert glüht und das erregte Wort zum Pathos der großen Natur anschwillt.

Einige seiner Aussprüche seien hier wiedergegeben.

Über den inneren Feind der Völker schreibt er: „Vor denen, die da draußen sind, fürchten wir uns nicht, seien sie auch Legion. Da habe ich kein Bangen. Aber vor den großen Mägen im eigenen Volke fürchte ich mich, die mit dem kleinen Einkommen ihn nicht ausfüllen können. Ich fürchte mich vor dem eigenen Begehren, an die Krone der Bürgerwürde noch ein Schnitzel Zendelgold zu kleben. Ich fürchte mich vor den Fäherren, die wie Weiber weinen, wenn ein Schwert auch nur gezückt wird.“

Wie wunderbar ist die höhere Aufgabe der Schule mit folgendem Wort umrissen: „Durch die Schultüren strahlt der Morgenstern.“

Aus einer Grabrede: „Mit Mühe unterdrücke ich und dämpfe jeden Anflug von Leid und Klage: denn an einem Baume, der von Regen naß ist,

bedürfte es nur eines leisen Windhauches, um von allen Blättern helle Tropfen herabfallen zu machen."

Nach dem Tode der Tochter: „Ich weiß mich wohl zu fassen, aber vom Sümmechen meiner Kraft muß ich einen so großen Posten gegen den Schmerz stellen, daß für mich beinahe nichts mehr übrig bleibt. Es geht mir wie einem Lande, das durch das höchste Aufgebot wohl seine Grenzen gegen den Einbruch des Feindes schützt, aber im Lande bleibt Pflug und Sense müßig und das Land ein Brachfeld."

Der Gesamteindruck seiner Schriften, der Reden und Briefe läßt sich zusammenfassen unter dem Gesichtspunkt, der schon dem Jüngling in Pferten vorschwebte: das Volk erziehen nicht zum Wissen, sondern zum Sein. Er war ein Führer, dazu bestimmt, auf jedem Gebiet, in der vollen Einheit des Lebens, seine Blutgenossen zu leiten zum Segen eines Landes, dem noch andere Völker angehörten, und im Dienste einer Sendung, die dem Besten unseres Erdteils gemäß ist. Auf dem Dorf vermochte er als Pfarrer dieser Aufgabe, die Größtes und Kleinstes umschloß, wohl zu entsprechen, wenngleich sich damit allein seine Fähigkeiten nicht erschöpfen konnten. In den führenden Kreisen fand er keinen Platz. Sie verstanden ihn noch immer nicht. Sein Charakter war ihnen zu unbedingt, seine Pläne zu neu und absonderlich. Und so blieb dieser Friedrich List des Ostens und der Siebenbürger Sachsen, der mehr als jener nicht nur ein Volkswirt, sondern überdies ein Dichter und Volkserzieher war, auch ein tragischer Vorläufer.

In beschränktem Wirkungsrahmen ging sein Leben hin bis zum Jahre 1848, das in die behäbige Ruhe Siebenbürgens plötzlich die Brandfackel warf. Und ebenso jäh stand Roth hell beleuchtet vor der Heimat. Mit dem Instinkt alter Krieger, die lange geschlafen und jetzt erwacht nach dem wahren Führer Ausschau hielten, öffnete ihm sein Volk den Weg auf den politischen Schauplatz. Es hat etwas Versöhnendes, daß gerade die Jugend zuerst nach ihm rief. Er, der zu den Gründern des Jugendbundes gehörte, wurde dessen Obmann. Bald nachher gehörte er der Nationalversammlung an, und dann sehen wir ihn als kaiserlichen Kommissar.

Worum handelte es sich in diesem Bürgerkrieg?

Aber ganz Europa schwang die Welle der demokratischen Revolutionen; in Siebenbürgen aber, wo jedermann nur national zu leben vermag, gewannen die zeitneuen Ideen eine völkische Färbung. Die Ungarn rissen das Gesetz des

Handelns vorerst an sich und versuchten zweierlei, Siebenbürgen mit dem ungarischen Königreich zu verbinden und dieses von der kaiserlichen Vorherrschaft unabhängig zu machen. Die Parteinahme der anderen Völker ergab sich notwendig daraus. Rumänen und Sachsen, so verschieden ihre sozialen und staatlichen Rechte waren, hielten Wien die Treue. In wechselvollen Kämpfen siegten anfangs die Ungarn, und nur spät, im Jahre 1849, konnte der Doppeladler endgültig triumphieren. Für die Sachsen ging es um die Aufrechterhaltung ihres Freitums, das nur in einem dem Kaiser unterstellten siebenbürgischen Kronland gesichert werden konnte.

Roth nahm an den Auseinandersetzungen lebhaftesten Anteil. Unmittelbar ins geschichtliche Geschehen griff er einmal ein, als er den Landstrich um Koksburg von aufständischen Horden säuberte und dreizehn sächsische Gemeinden, die — eine historisch bedingte Ausnahme — unter der Adels Herrschaft bisher leibeigen gelebt hatten, dem freien deutschen Königsboden einverleibte. Diese Aufgabe hatte Roth ohne Blutvergießen erfolgreich gelöst und damit den Beweis erbracht, daß er nicht bloß politisch planen, sondern auch unter schwierigsten Umständen zu handeln wußte. Als die Revolutionäre vorrückten, zog er sich auf sein Dorf zurück. Der ritterliche Führer der Ungarn Bem stellte ihm einen Schutzbrief aus. Eine Abberufung des Generals ins Banat benützte der ungarische Regierungskommissar Ladislaus Esány, den die Österreicher später hängten, um Roth verhaften und in Ketten nach Klausenburg vor das Revolutionsgericht bringen zu lassen. Beim Marsch durch Schäßburg boten Studenten ihrem Führer eine Fluchtgelegenheit an. Er schlug sie aus im Vertrauen auf sein Recht.

Vor dem Kriegsgericht aber galt kein Recht. Roth wurde zum Tode verurteilt und drei Stunden nachher erschossen, weil er, wie der Spruch besagte, den Anordnungen des österreichischen Generals Puchner Folge geleistet und die Bibel mit dem Schwert vertauscht habe. Der letzte Vorwurf war erlogen, der erste sinnlos, denn die rechtmäßige Macht im Lande vertrat Puchner. Doch den Kern des Vorgangs, der eine politische Maßnahme darstellte, berühren rechtliche Erwägungen nicht.

In seiner Schrift über den „Sprachkampf“ war Roth den Versuchen, die magyarische Sprache zur einzigen Verwaltungssprache Siebenbürgens zu machen, entgegengetreten, überdies hatte er es niemals an Verständnis für die vom Adel geknechteten Rumänen fehlen lassen, und schließlich vermeinten

die Ungarn in seiner Schwabeneinwanderung, die lediglich ins deutsche Freitum mündete, einen Angriff auf ihren Volksbestand zu sehen. Aus all diesen Gründen erschien ihnen Roth als ein Feind, der er keineswegs war, was sich am schönsten aus dem tapferen Abschiedsbrief ergibt, den er unmittelbar vor dem Tod an seine Kinder schrieb. Er befiehlt diesen darin, das von ihm aufgenommene ungarische Ziehkind auch weiterhin zu betreuen.

Die heldenhafte Größe, mit der Roth zu sterben wußte, erschütterte Freund und Feind. Beide spürten, wer da gefallen war. Versinkend gab er sich in seiner Einmaligkeit so beisspiellos zu erkennen, daß ihn niemand mehr übersehen konnte, der von der Kraft seiner letzten Stunde berührt worden war.

Aber trotz diesem großen Sterben ist man versucht, mit dem Schicksal darüber zu hadern. An manchen Ansätzen zu wichtigen Taten hatte Roth scheitern müssen, weil er der Zeit voraus geeilt war. Nun aber, da ihn in der allgemeinen Gefahr sein Volk selbst gerufen, da er vor ihm stand, traf ihn die Vernichtung und der endlich geöffnete Weg zur Führung und zur Durchsetzung all seiner Ideen war damit verschüttet. Das Gesetz seines Lebens hatte sich mit dämonischer Folgerichtigkeit vollendet.

Aus jedem Opfertod blüht einmal das Leben. Alles, was Roth an Plänen und Entwürfen vorgelegt hat, ist von späteren Geschlechtern durchgeführt worden. Die sittlichen Forderungen aber, die er stellte und die sein Tod besiegelte, die dichterische Fülle der Schriften, die Weisheit der Aussprüche und die Tapferkeit seines Kampfs sind auferstanden als unerreichtes Beispiel für seine Heimat, der Kämpfe bis heute nicht erspart sind, und zugleich als Mahnung für jeden Deutschen an den Lohn des Ostens; und damit tritt sein Werk und Beispiel auch vor das deutsche Gesamtvolk, das auf diesen Sohn stolz sein darf.

Wenn auch spät, der Sinn seines Lebens erfüllt sich fortwirkend in den Nachfahren.

Wie Roth starb, ist uns in einem Bericht seines Amtsbruders Georg Hinz überliefert, der ihn bei seinem letzten Gang begleitete. Der Bericht lautet:

„Während dessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: ‚Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr!‘ — Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halb scherzend: ‚Von gefällig sein, Herr Haupt-

mann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger, zu leben; aber — setzte er hohen Ernstes fort — ,ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, und erblicke auch darin den Willen meines Schöpfers, nach dem Worte des frommen Apostels: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne Gott.' — Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: ,Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, — aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treu liebende und nützliche Schwester sein.' — Einer der Angeredeten erwiderte in schönem Deutsch: ,Herr, es ist auch nicht die Tendenz der ungarischen Nation, die Ihrige zu mißhandeln oder zu vertilgen. Die sächsische Nation hat sich mit unseren Feinden verbunden und hat die Waffen gegen uns ergriffen, — drum sind wir gegen sie aufgetreten und haben sie auch glücklich bezwungen; zeigt sie Ergebenheit und Treue gegen uns und unsere Regierung, so soll sie bald auch brüderliche Behandlung von uns erfahren!' — Er schritt nun bis zur Türe, hier stand er plötzlich still und sagte zu mir: ,Herr Bruder, Sie haben Ihr Amt bei mir bis jetzt schon vollkommen erfüllt; Sie sind angegriffen und könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen, — wollen Sie nicht lieber zurückbleiben? Ich meinstenils spreche Sie von der ferneren Begleitung vollkommen frei.' Gerührt von seinem Zartgefühl erklärte ich ihm, diesmal seinen Willen nicht erfüllen und bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben zu wollen. Ich wollte ihn hierauf in meiner Rührung umarmen und küssen: ,Nein', sagte er, ,das soll nicht geschehen, ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gefangener. Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie für mich in der Meinung des Volkes schaden.' Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Ich ergriff nun seinen Arm, um ihm bei dem schlechten Steinpflaster und dem großen Straßenkote zum Führer zu dienen, — er lehnte auch dieses ab, indem er meinte: ,Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen und müsse geführt werden.' Auf dem Wege machten häufig gefühllose Menschen ihren entarteten Gemütern in lauten Schimpf- und Scheltworten über den Unglück-

lichen Luft, und, wiewohl ich seine Aufmerksamkeit sonstwohin zu lenken suchte, entgingen ihm diese rohen Äußerungen doch nicht. Als ich ihm nun auf seine Frage: was die sagten? äußerte, es tue mir zu wehe, als daß ich ihn davon in Kenntnis zu setzen vermöchte, sagte er: „Nun, das ist ja der Lauf der Welt und ist viel frömmern Menschen als ich bin, ja selbst meinem Heilande auf seinem letzten schweren Gange geschehen. Das gehört mit zu der Prüfung, die ich zu bestehen habe.“

Auch noch jetzt war er heiteren Gemütes und achtete auf alles, was um ihn her vorging, nur konnte er in Folge des schlechten Weges und der großen Eile seiner Begleitung schwer fortkommen; aber gleichwohl lehnte er auch die steile Treppe zur Zitadelle hinauf meine Beihilfe ab. „Vergeben Sie mir, Herr Bruder, daß ich ungalant bin; solange nur möglich soll niemand meinen, ich bedürfe der Unterstützung, um weiterzukommen.“ Und da einer der rohen Kriegersgefelln ihn schalt, weil er etwas langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: „Sei stille, ich wollte sehen, ob Du so flink hier hinauf liefe, wenn Du zum Tode geführt würdest.“ Beschämt schwieg der Gefühllose. — Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Thor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. — „Herr Bruder“, wendete er sich zu mir, „wie schön ist doch Gottes Welt — und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht.“ Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, wie er ja bald die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkte aus erblicken werde. „Zarwohl“, sagte er, „hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit meiner Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht erhält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können.“

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Nichtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen. Mit Wohlgefallen schweift zu anderer Zeit der Blick des Naturfreundes über diese wohlbearbeiteten Saatsfelder hin zu den gegenüberstehenden Hügelreihen, die bis zu den höchsten Spitzen mit schönen Gartenanlagen und Weinrebenpflanzungen bedeckt sind, auch hatte gerade der Frühling die neuerwachte Schöpfung mit seinen schönsten Farben bekleidet. Jetzt aber erfaßte mich kalter Schauer beim Anblick derselben. Ich

hörte das Todesröcheln der vielen Schlachtopfer, die hier in der Kürze gefallen waren — das Jammergeschrei und die Seufzer der Eltern, Väter und Kinder, die hier ihre Söhne, Väter oder Väter auf das Schrecklichste hatten verbluten sehen, ich sah die wilde Zuschauermenge, wie sie sich stürmisch an uns herandrängte und den blutigen Augenblick kaum abwarten konnte — und nun blickte ich auf das neben mir stehende, gewiß die bereits gefallen Opfer alle an innerem und äußerem Werte weit übertreffende Schlachtopfer, und mich erfaßte eine unnennbare Wehmut, ich schien mir vernichtet. Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Karree, als gelte es irgendeiner freudigen Entwicklung seines Schicksals. Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort religiöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er drückte mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupstuch, indem er mich bat: „Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und übersenden Sie es meiner ältesten Tochter.“ Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchem Momente!

Jetzt wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den Urteilspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: „Hören Sie jetzt das Lügengewebe!“ und als der Richter las: „Der Verurtheilte hat die Heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht“, bemerkte er zu mir: „Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.“

Nach verlesenem Urtheile trat er zu dem kommandierenden Offizier mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich habe eine Bitt! Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon!“ Der Angeredete erwiderte betroffen: „Ich habe keinen Auftrag, Pardon zu geben.“ Ich las in seinen Mienen, daß er es gewiß gern getan hätte und gerührt war. „Nun, so lassen Sie mich nur noch ein Vaterunser beten“, — sagte der Unglückliche und ließ sich auf die Knie nieder. Als er nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: „Den brauche ich nicht mehr!“ und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: „Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!“

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als überflüssig von sich.

Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen; — es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht, darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?“ — Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen, aus dem Karree zu treten; und als ich dieses in der Verwirrung des schrecklichen Augenblickes nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“

Fritz Knöller

Zur Mitternacht

Es ist die mitternächtge Zeit,
der eisge Silberhauch der Ewigkeit.

Wohlan, ihr Brüder, die ihr die Sterne ehrt,
entblößt das Haupt, rückt still zusammen!
Das Rad des Tags nur sterbensmatt noch fährt,
bemalt von kalten Mondesflammen.

Der Berg, auf dem ihr steht,
ihr Brüder, die ihr die Sterne ehrt,
ist schwarz verstummt. Es geht
das Wild, die Lauscher himmelwärts gekehrt.

Von irgendwo blafft auf ein Hund,
wie um sich selber anzurufen.
Es schwingt sich aus nunmehr die Stund,
das Schweigen trabt auf bleiern Hufen.

Sahst, Brüder ihr, entblößt vom groben Kleid
der Zeit, sahst ihr den Stern herniederfallen
vom Himmelsberg? Es war ihm wohl sehr leid;
im Sturze noch wollt er sich fest verkrallen.

Wenn einst die liebe, unsre Erde in Flammen loht,
ins Ohr uns tosend, krachend wird verenden
und schreiend wir in ihrem Feuertod
vergehn mit blind erhobnen Händen,

nicht anders dann, als wir den kleinen Stern
im schwarzen Raume sahn verwehen,
nicht anders wird von einem andern Stern
die liebe, unsre Erde man verlöschen sehen.

Wohlan, ihr Brüder, beugt stumm das Knie!
Der, der die liebe, unsre Erde wie einen Silberstaub,
wie einen sanften Rauch zerbläst, als sei sie nie
gewesen, thront undeutbar im diamantnen Sternenlaub.

Zeitwende

Monatschrift

Herausgegeben von Tim Klein-Otto-Bründler
Friedrich Langenfaß

Inhalt des Augustheftes

Stephan Ludwig Roth. Ein auslandsdeutscher Schriftsteller und Märtyrer
Von Dr. Heinrich Zillich

Die Gottesmagd Maria Dögelein. Novelle von Helmut Paulus
David Zeisberger, Indianermisionar. Von Otto Pfeiffer

Johannes Brahms. Von Professor D. Dr. Hans Joachim Moser
Gottes Zeit. Erzählung von Hans Grand

Das Drama der Reformationszeit in Deutschland. Von Dr. Siegfried Besslag

Umschau:

Adolf Schmitthenner. Ein Gedenkblatt für einen Halbvergessenen
Von August Otto

Randbemerkungen:

Land im Schatten / El Escorial / Zwei deutsche Auslandsgemeinden / Heimat-
bücher aus dem Osten / Berlin und das Haus Lepsius / Meta von Salis

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

IKGS

Inschrift der Schriftleitung und des Verlages: München 23, Wilhelmstraße 9
Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen
Nachdruck verboten. Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1933 by C. H.
Beck'sche Verlagsbuchhandlung <Solex Beck> München. Der Verlag behält sich vor, die Aufnahme un-
geeigneter Anzeigen abzulehnen. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Hufnagel, München

Bezugsbedingungen:

Die „Zeitwende“ ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlage unter Porto-
berechnung zu beziehen. Preis vierteljährlich RM 5.—; Einzelpreis des Heftes RM 1.80, nach dem Ausland
außerdem je Heft RM —.30 Porto; Unrechnung auf der Basis 1 RM = 10/11\$

Postfachkonto der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung: München Nr. 5079

Zwei wichtige, aktuelle Neuerscheinungen

BENITO MUSSOLINI

Der Faschismus

Philosophische, politische und gesellschaftliche Grund-
lehren. — „Das faschistische Manifest“!

Von Mussolini autorisierte vollständige Ausgabe

Übersetzt und eingeleitet von Dr. Horst Wagenführ.
XI, 41 Seiten 8°. Kartonierte RM 1.60

KUNO RENATUS / AXEL v. GRAEFE

Das neue Italien

80 Seiten Text gr. 8°. 107 aktuelle Photos. Kartonierte RM 4.80,
in Leinen RM 6.—

„Die gleichartige nationale Grundtendenz der faschistischen und der
deutschen Erneuerungsbewegung sichern den Worten des Duce heute
besonderen Nachdruck. Seine Gedanken und Zielrichtungen kennen-
zulernen, ermöglicht die kleine Schrift „Der Faschismus“, die
Mussolini selbst zum Verfasser hat. . . . Was Mussolini geistig,
organisatorisch und wirtschaftlich erreicht hat, dafür liefert einen
bildmäßig stark belegten Beweis ein Buch „Das neue Italien“. Es
ist ein Tatsachenbericht, der mit sorgsam gewähltem Material arbei-
tet, die Aufbauarbeit Mussolinis in ihren einzelnen Abschnitten und
auf den verschiedensten Gebieten eingehend würdigt und auch die
innere Wandlung des Italieners von heute erfaßt, der deutlich fühlt:
es geschieht etwas Großes und Erfolgreiches in seinem Staate.“

Dresdner Anzeiger

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. Siegfried Genssler, München, Berliner Str. 100 / Hans Frand,
Frankenhorst b. Schwerin / Prof. Dr. Hans Joachim Moser, Berlin-Charlottenburg 5, Knobels-
dorffstr. 62 / Seminarstudienrat August Otto, Weßlinghausen, Wörsterweg 22a / Helmut Paulus,
Magdeburg, Breiter Weg 262 / Pfarrer Otto Pfeiffer, Sofia, uliza Dvorska 12 / Dr. Heinrich Zillig,
Kronstadt-Braşov, Rumänien, Ratiu Str. 6

Stephan Ludwig Roth

Ein auslandsdeutscher Schriftsteller und Märtyrer

Von Heinrich Zillich

Das auslandsdeutsche Volksleben hat eine deutliche Tendenz zur geistigen Nüchternheit. Diese Tendenz wird umso fühlbarer, je demokratischer und gleichförmiger der soziale Aufbau des Stammes ist.

Die Siebenbürger Sachsen sind immer ein Stamm mit der ganzen mannigfaltigen Gliederung eines Volkes gewesen, dabei aber ohne wirklich reiche oder dauernd bevorrechtete Schichten. Ihre Geschichte verrät trotz allen Wandlungen stets die gleiche politisch-gesellschaftliche Erkenntnis: daß dieser kleine Volkssplitter am besten fährt inmitten zahlreicher Feinde, sich am leichtesten deutsch erhält, wenn er den Schwerpunkt seiner Führung und Organisation im geistigen wie im sozialen Leben auf die Mitte legt. Aus Notwehr also wurde dieses Volk kleinbürgerlich; daher ist es auch, obgleich als Bauernvolk gesunder geschichtet, von geringerer geistiger Bedeutung für das gesamtdeutsche Volk als die Balten, denen es so oft an die Seite gestellt wird. Die Sachsen sind auffallend kinderarm. Allen Schichten, auch weiten Kreisen des Bauerntums schwebt wie dem französischen Durchschnitt als Ideal der gesicherte Lebensstandard des Bürgertums vor. Begabtere Köpfe werden, wenn sie gegen die enge Atmosphäre auftreten, entweder im Laufe der Jahre dahin zurückgezwungen oder wandern aus. In früherer Zeit freilich, wo die äußeren Gefahren europäischen Lebens im Osten verdoppelt waren, erhob großes Geschehen stets seine nicht bloß zerstörende, sondern auch schöpferische Gegenstimme gegen eine solche Bescheidung auf die Mittelmäßigkeit. Der regierende Durchschnitt war damals in Gehaben und Haltung fast aristokratisch, zuweilen geistig bewegt wie in der ersten Zeit der großen Bauten und bei der Reformation. Später, als die ganze Welt friedlicher wurde, die soziale Spannung — da eine Industriearbeiterschaft fehlte — geringer, kam eine satte, kleinbürgerliche Geistigkeit zum Siege. Das Volk war zu klein um eine größere Anzahl begabter Kräfte hervorzubringen, die nicht sofort vom Verwaltungs- oder Kirchendienst aufgesogen und geistig eingekleidet wurden. Dabei herrschte keine sonderliche soziale Voreingenommenheit. Unabhängige Köpfe aber konnten sich nur selten behaupten und fast niemals ihren Gaben entsprechend entwickeln. Der Boden war für sie zu dürr.

Trotzdem ist die kulturelle Bedeutung der Sachsen in der großen geistigen Auseinandersetzung zwischen West- und Osteuropa nie erloschen und nach 1918 sogar gestiegen. Hier spielt eben die große Tendenz des gesamtdeutschen Schicksals hinein, ja des europäischen: die Tendenz zur kulturellen Eroberung des Ostens durch die Minderheitsgruppen der Westvölker, also vorwiegend der Deutschen. Für diese Aufgabe sind die Sachsen ein kulturell wichtiger, geradezu vorbildlicher Minderheitenstamm, der seiner Sendung entsprochen hat. Eine

bis ins kleinste getriebene Organisation des politischen und wirtschaftlichen Nutzens führt von Deutschland alles ein, was sich als ertragreich erweist. Die Sachsen sind bewundernswerte Kolonisten, wichtig als Ausbreiter deutscher Kultur, aber die Tragik liegt in ihren inneren Verhältnissen, in der geistigen Enge ihrer Bürgerlichkeit, die längst nicht mehr jene schöpferischen sozialen Kräfte hat, die in den ersten Zeiten nach der Einwanderung rechtlich, organisatorisch, politisch, künstlerisch alles schufen, worauf das Volk zum Teil bis heute fußt. Diese Kleinbürgerliche Enge, das Mißtrauen gegen jede Begabung, die sich öffentlicher Betätigung zuwendet, die Verwechslung von Volkswohl mit Ruhe, der Glauben an die schematisch befolgte alte politische Taktik des Verschleierns und Verwischens, der stark empfundene Provinzstolz auf die eigenen Leistungen — alles dies zerstörte den begabtesten Kopf der Siebenbürger Sachsen Stephan Ludwig Roth († 11. Mai 1849). Es zerstörte eine geistige Kraft, die vom Schicksal gerade für den Augenblick geschaffen wurde, wo die mittelalterliche Idee der bürgerlichen Mitte ihre allerletzte Berechtigung am Anfang des 19. Jahrhunderts verloren hatte und demokratisch wurde. Stephan Ludwig Roth war eine große Möglichkeit, die man nicht wahrnahm, verlachte, verhöhnnte, an der man sich selbst zum eigenen Schaden falsch orientiert hat.

Stephan Ludwig Roth wurde später viel gelobt und als Nationalheld gefeiert, dem man sogar ein Denkmal errichtete. Aber die ungewöhnliche Tragik seines Lebens ist weder voll erfasst worden, noch hat sie auf die Nachfahren einen charakterbildenden Einfluß ausgeübt.

Das liegt zum Teil daran, daß dieser bedeutendste Publizist der Siebenbürger Sachsen nicht eigentlich ein Philosoph war. Er war Essayist. Er stellte kein System auf, das in seiner Geschlossenheit kommende Geschlechter formen konnte. Er ist manchen Philosophen, die sichtbare Wirkungen auf die Zukunft ausübten, an Weitblick, an lebendigen Grundlagen überlegen. Aber diese Gaben einer starken Persönlichkeit standen von vornherein im Dienste der Tat. Daß ihm das Material zur Tat entzogen wurde durch die Verhältnisse, die wir eben schilderten, macht seine Tragik aus. Seine standrechtliche Erschießung war nur der letzte Akt.

Stephan Ludwig Roth wurde 1796 als Pfarrerssohn geboren, wanderte als junger Student durch Deutschland, ohne von dessen geistigem Leben sonderlich beeindruckt zu werden. In Tübingen, wo er studierte, ließ ihn Wissenschaft und Theologie unbefriedigt. Sein politischer Geist trieb ihn mit überraschender Sicherheit der Pflanzstätte des Volkes zu: der Schule. Er spürte durch seine wissenschaftlichen Versuche hindurch den lebendigen, auf ihn wartenden Volksboden.

Er floh Universität, Wissenschaft und Theologie, als er sich nach Tübingen

wandte um an Pestalozzis Seite zu treten. Er floh unbewußt auch einen größeren Bereich, der die Zeit verbend erfüllte: Weimar. Hier liegt eine Schranke seines Geistes. Er kam aus kleinen Verhältnissen, wo die Jugend an die Burschenschaftsideale glaubte, nach Deutschland, hinein in den absolutistischen Rückschlag nach 1815, und war naiv genug die Wirklichkeit enttäuscht zu betrachten und damit die ganze Zeit abzulehnen. Solche Anwandlungen hat jeder Jüngling. Bei Roth aber ist es fast unfasslich, daß er sich daraus nicht befreite, daß er, statt das Geniale in der Zeit aufzuspüren, in die Einöde zu einem Greis floh, der den Gipfel überschritten hatte. Es wäre schlechthin unverständlich, wenn sich in dieser Entscheidung nicht ein Doppeltes verriet: etwas Siebenbürgisch-Sächsisches und gleichzeitig seine Berufung.

Siebenbürgisch-sächsisch ist die Einseitigkeit des Entschlusses, die beinahe verbohrte Stärke, mit der er sich dem Ziele überantwortet und dabei die Menge der übrigen Möglichkeiten, die Fülle großer geistiger Zeitwerte übersieht. Siebenbürgisch-sächsisch erscheint auch die Unfähigkeit durch die Oberfläche der Zeit ihre tieferen Kräfte zu erfühlen. Doch der Grund zu dieser Entscheidung liegt zutiefst in seinem Wesen. Roth war ein politisches Temperament, dem die Tat das Gegebene bedeutete und das Gegebene Anlaß zur Tat. Die Einseitigkeit des Entschlusses, die man stets bedauern wird, weil sie ihn vieler Erlebnisse und manchen geistigen Gutes beraubte, stürzt sich gewissermaßen auf ihn. Er liest kaum einige Zeilen von Pestalozzi, da weiß er auch schon: hier rufe ich mich selbst. Der politische Zug seines Wesens äußert sich da in der gleichen bestrickenden Vergeistigung, die man später immer wieder bei ihm bewundert, als Durchbruch in die Pädagogik.

Politik und Pädagogik berühren sich, faßt man beide ernst und tief. Lehrer und Pfarrer sind immer auch Politiker. Der Stoff ihrer Arbeit: der Mensch — das „politische Tier“ — drängt sie dazu. Große Politiker hatten stets pädagogischen Blick.

Roth hätte natürlich niemals bei diesem Beruf zugefaßt, wenn er nicht, durch die Neuheit der pestalozzischen Ideen bestrickt, Anwendungsmöglichkeiten darin für sein Volk gesehen hätte. Er war bei Pestalozzi nicht allein lernender Mitarbeiter, ein Schüler und Lehrer an der Anstalt, sondern auch ein Kundschafter im Dienste seines Volkes. Er verlor, so lieb er auch dem Meister wurde, diesen Zweck nie aus den Augen.

Kurz war sein Tübinger Aufenthalt gewesen, kurz war auch dieser. Ein Jahr lang lehrte er Latein und schrieb an einem Buche „Der Sprachunterricht“, und der Abschied trug einen gefestigten, lebenssicheren Menschen hinweg. Er war dazu noch verlobt. Diese Marie Schmidt — sie löste später den Verspruch aus Angst vor den ungewissen Kämpfen seines Lebens — liebte er gewiß, aber auf eine seltsame Art, die zeigt, daß er, ewig von Ideen erfüllt, dem sinnlichen Leben nicht immer die volle Front zukehrte. Er heiratete später zweimal, hatte

viele Kinder und verlor einige, litt darunter; drei Stunden vor seiner Füsiliierung schrieb er an sie einen der schönsten Briefe, die wir kennen. Doch auch in diesem Brief klingt durch die Elternsorge mächtig das Politische hindurch. Und so erscheint dem heutigen Betrachter das persönlichste Leben Roths beinahe als nebensächlich vor seinen, den allgemeinen Dingen zugewendeten Gedanken. Es ist kein Zug von ihm überliefert, der bezeugte, daß dieser Geist, wie viele größere, von seinem sinnlichen Blute jemals hingerissen oder auch nur wesentlich bestimmt worden wäre. Dabei fehlte es ihm gewiß nicht an Temperament, Schwung und Blut. Im Gegenteil, er war der feurigste Verfechter seiner Ideen. Doch vor der starken Leidenschaft für das Allgemeine verblaßt das private Temperament. Viel erschütternder als die Worte, die er beim Sterben an seine Kinder richtete, berührt der Schrei aus der Einsamkeit des Pfarrhofs, wohin er sich vor dem Unverständnis der Landsleute später zurückzog: „Mich erdrückt die Einsamkeit. Mein Leben ist Häckerlingsfressen!“

Er war nicht für die Einsamkeit und Behaglichkeit geboren. Er durfte höchstens dahin einkehren. „Ich bin vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt.“ Und doch zeigen seine Briefe, die den größeren Teil der bisher erschienenen vier Bände der Gesammelten Schriften und Briefe (Verlag de Gruyter, Berlin) füllen, ein überaus vielfältiges Verbundensein mit Freunden, mit seiner Familie und den kleinsten Vorfällen des Tages. Er erlebte wie ein Dichter. Auch das winzigste Ding fand bei ihm Interesse und Neigung. Eine künstlerische Fülle im Erfassen und Wiedergeben macht seine Reisebriefe frisch, reizend und mitunter lehrreich, obgleich da ein blutjunger Bursche die Eindrücke seiner ersten Fahrt in die Welt aufzeichnet. Er sah, er erkannte, er fühlte Zusammenhänge und konnte sie, weil er sie unverwirrt und lebendig erfaßte, auch zur Darstellung bringen. Diese dichterische Gabe scheint nun — bei oberflächlicher Betrachtung — im Gegensatz zu seiner politisch-pädagogischen Berufenheit zu stehen. Aber wir sollten solche vermeintlichen Gegensätze zwischen einzelnen Talenten eines Menschen lieber unentdeckt lassen. Unsere Zeit, in ihrer sinnlosen Überschätzung des Fachmannes, kann es nicht erfassen, daß ein Mensch auf verschiedenen Gebieten etwas leistet, ja daß menschliche Begabung ein Wert ist, der im inneren Kerne des Menschen liegt und von da aus verschiedene Äußerungsmittel benützt, in denen allen sich die gleiche Bedeutsamkeit verrät. So ist eigentlich nicht die Leistung, schon gar nicht das doch willkürlich abgegrenzte Leistungsgebiet wahrhaft bedeutend, sondern nur, was hinter der Leistung steht: das in Worten nur vergleichsweise Faßbare der Persönlichkeit.

Sein Privatleben war also reicher, schöner und auch für andere bedeutsamer als das private Dasein Jedermanns, und doch versinkt es vor dem dämonischen Drang zur politischen Tat. Scheint auch das Thema seiner Gedanken wie etwa im schriftstellerischen Ertrag seines Jahres bei Pestalozzi, im „Sprach-

unterricht“, ganz abseits zu liegen von der unmittelbaren Einflußnahme auf das Volk, so ist es doch diesem Grundzweck gewidmet. Selbst seine Briefe sind immer wieder aus seinem Leben strömende Lehre. Seine Doktorarbeit hat den sehr bezeichnenden Titel „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen“. Das Thema seines Lebens ist in einem Satz der Dissertation deutlich umschrieben: „Auf die Macht des Stärkeren wollen wir den Staat nicht bauen, das wäre eine Sünde an der Wahrheit und am Menschenrecht.“

Die Heimkehr von Tzerten hatte sein Vater gefordert. Roth benützte die Fahrt um in Tübingen zu promovieren und legte nachher in Wien bei den österreichischen Behörden einen Plan zur Reformierung des Unterrichts in Siebenbürgen vor. Man beachte: er war damals vierundzwanzig Jahre alt. Weder in Wien noch in der Heimat fand er Verständnis. Sein Kampf begann hier. Gegen den Widerstand seines Vaters, verspottet und angefeindet, versuchte er hartnäckig diesen Plan durchzuführen; es war ein „Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande“. Er kaufte aus eigenem Gelde im Heimatdorfe einen Grund für die Anstalt, entwarf bis ins kleinste Gebäude und Bedarf. Aber auf welches Mißverständnis er stieß, zeigt folgende Briefstelle: „Stelle Dir für: Herr Superintendent behauptet, die Pestalozzische Methode finde nur bloß bei blödsinnigen Menschen statt.“ Ebenso verhallte sein Ruf nach einer pädagogischen Zeitschrift.

Beide Pläne waren auf reale Bedürfnisse, die allerdings nur er erkannte, berechnet. Das siebenbürgische Schulwesen lag im Argen. Hätte er damals die Anstalt erbauen können, wäre die ganze Erziehungsarbeit der Siebenbürger Sachsen bis zur Gegenwart von dieser zentralen Lehrerbildungsschule beeinflusst worden. Die Siebenbürger Sachsen sind ein so kleiner Stamm, daß eine einzige Anstalt hierzu vollauf genügt hätte. Durch Roths Erziehung wären jahrzehntelang Generationen von Schulmeistern gegangen. Später, lange nach seinem Tode, entstand wohl eine Zentralanstalt. Aber der überragende Erzieher war nicht zu ersetzen. Auch die pädagogische Zeitschrift besteht heute.

Bei einem kleinen Volke, wo sich die ganze gebildete Gesellschaft kennt, ist ein Mißerfolg, wie ihn Roth erlitten, beinahe ein Makel. Er hat es innerlich vermocht mehrmals den gleichen Schlag zu erdulden, daran zu wachsen und doch im Rahmen der Bürgerlichkeit seinen äußeren Platz zu behaupten. Er wurde Lehrer am Gymnasium in Mediasch, sehr früh dessen Direktor, um bald darauf auf den neutralen Posten eines Stadtpredigers gesetzt zu werden. Nach kurzem wurde er Landpfarrer und blieb es bis zu seinem Ende.

Die Stadt hatte ihn nicht ertragen. Das Dorf nahm ihn an den Ackerboden. Er wurde hier im kleinsten Kreise ein vorausschauender Hirt für die Seelen und für die Arbeiten der Gemeinde. Er bewies, daß er nicht nur Pläne ent-

werfen, sondern sie auch durchführen konnte. Die Stellung eines Landpfarrers jener Zeit war beinahe souverän. Und in diesem Umkreis leistete Roth das Tüchtigste. Aber das vermochten auch kleinere Geister.

Sein Geschick gab ihm nicht das Betätigungsfeld, für das er gewachsen war. In mehreren Schriften versuchte er immer wieder den Einfluß auf die blinde Gegenwart zu nehmen, der ihm zustand. Es waren politische Schriften, in deren Titel schon die wesentlichen Fragen seiner Zeit genannt sind: „Die Zünfte“, „Der Sprachkampf“, „Der Geldmangel“. Diese drei Schriften sind heute in ihrer unmittelbaren Anwendbarkeit veraltet, aber in einem höheren, auf die Hintergründe zielenden Sinne von stärkster Aktualität. Schon die Schrift „Die Zünfte“ zeigt einen lebendigen Einblick in die Probleme wirtschaftlicher Organisation, die wir nach der inzwischen vollzogenen Entwicklung zum Hochkapitalismus in manchen Punkten selbst heute als wegweisend wieder empfinden können, wo die Frage der Berufsgenossenschaft — in anderen Formen — längst wieder dringend wurde. Auch der „Sprachkampf“ ist thematisch noch durchaus gültig. In allen Staaten, wo völkische Minderheiten leben, sind die gleichen Probleme vorhanden, die Roth an dem Beispiel Siebenbürgens zerfaserte und mit klarem Blick für ein gerechtes Maß löste. Wir haben sie noch heute nicht zu lösen vermocht. Goethe sagt einmal, nichts bedürfe die Menschheit mehr als Tüchtigkeit und nichts verfolge sie ärger. Tüchtigkeit, aufgefaßt als die Fähigkeit für eine Frage wirklich die endgültige Lösung zu finden, die Begabung zur schöpferischen Synthese also, fließt nicht nur aus dem geraden Denken und Fühlen, sondern auch aus dem lauterem Charakter und aus einem ahnungshaften Gewißsein, dem Genialen.

In diesem letzten, maßgebenden und wirklich gültigen Sinne ist jedes Urteil Roths gefällt worden. Daher auch die bleibende Bedeutung seiner Schriften. Daher auch im „Geldmangel“, der sachlich heute vielfach überholt ist, die breite menschliche Bedeutung jedes Wortes. Die Gesinnung der Schriften ist so lauter, erziehungs- und gestaltungskräftig, daß der gesamte Eindruck und Zweck seines Schrifttums sich zusammenfassen läßt unter dem Gesichtspunkt, der schon dem Jüngling in Pferten vorschwebte: das Volk zu erziehen nicht zum Wissen, sondern zum Sein.

Daher rührt auch seine außergewöhnliche Bildhaftigkeit, die aus dem Erleben gefüllte, durchblutete Sprache. In seiner Abhandlung über die soziale Not finden sich hundert Sätze wie dieser: „Hart ist zwar das Wort unseres Herrn, daß ein Reicher so schwer in das Himmelreich eingehe, als ein Kamel durch ein Nadelöhr, aber was er über die Schuldner gedacht, ist uns nicht gesagt, denn für einen Schuldner scheint das Nadelöhr an einer Spenadel (Stecknadel) zu suchen zu sein.“

Beachtet man, daß Roth Pfarrer war, so erscheint sein Wesen wie eine späte Verkörperung der einfachen, alten und frommen Volksführer, die auf

jedem Gebiete ihre Gläubigen leiteten. Aber hier finden wir wieder die Tragik seines Lebens. Im Dorfe konnte er diese Einheit wirklich sein, aber selbst hier nicht auf der ganzen Front seiner Persönlichkeit, denn die literarische Arbeit Roths lag weit über der Fassungskraft der Bauern. Inmitten der führenden Schicht fand er keinen entsprechenden Platz. Auch sie verstand sein Wollen nicht. Er war ihr nicht nur im Ausmaß seines Charakters voraus, sondern einfach unverständlich in vielen Dingen.

Die Einheit seines Wesens verdichtet sich aus dem anfangs nervösen, temperamentvollen und planungsreichen Jüngling zu einer Würde der Äußerung und Haltung, durch die das Feuer der Leidenschaft schon ganz geläutert dringt, das Wort der erregten Rede im Pathos der großen Natur. Er schrieb nach dem Tode einer Tochter: „Ich weiß mich wohl zu fassen, aber vom Sümmechen meiner Kraft muß ich einen so großen Posten gegen den Schmerz stellen, daß für mich beinahe nichts mehr übrig bleibt. Es geht mir wie einem Lande, das durch das höchste Aufgebot wohl seine Grenzen gegen den Einbruch des Feindes schützt, aber im Lande bleibt Pflug und Sense müßig und das Land ein Brachfeld.“

Diese Geschlossenheit, der auch eine gute Rednergabe zu Gebote war, wird niemals verlassen von der Lust zur raschen Tat. Aber auch als seine Persönlichkeit zur Reife gelangt war, die sich bald vor dem Tode bewährte, blieb ihm die große praktische Aufgabe versagt. Es fehlte in seinen letzten Tagen nicht so sehr die Zustimmung für seine Person, es fehlte das große Amt. Einzelne Aufgaben boten sich: die Gründung des Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins, dann eines Jugendbundes, dessen Führer Roth wurde. Besonders die erste Gründung, die bis heute besteht, war von Bedeutung. Die zweite deutet den Umschwung der Stimmung zugunsten Roths an. Die Jugend rief ihn, 1848, kaum ein Jahr vor seinem Tode. Kurz vorher hatte er die Durchführung einer Einwanderung schwäbischer Bauern nach Siebenbürgen übernommen, die auch zu einem kleinen Ergebnis führte, im Ganzen aber, nicht durch Roths Schuld, mißlang: eine neue Ursache ihn zu verspotten.

Die Revolution von 1848 teilte Siebenbürgens Bevölkerung in zwei Lager. Rumänen und Sachsen hielten gegen die Ungarn, die unter Kossuth ihre Selbstständigkeit von Österreich ausgerufen hatten, am Kaiserreich fest. Im Land war Bürgerkrieg. Die althergebrachte Autonomie des sächsischen Siedlungsgebietes stand auf dem Spiel. In solchen Zeiten der Erschütterung empfindet das Volk oft instinktiv den berufenen Mann. Nur so ist es zu erklären, daß Roth plötzlich auf den politischen Schauplatz tritt. Zuerst als Mitglied der Nationalversammlung, dann kurz nachher in politischer Mission als Beauftragter des kommandierenden österreichischen Generals. Er wurde ausgesandt dreizehn sächsische leibeigene Gemeinden, die bisher dem ungarischen Adel bot-

mäßig waren und dem autonomen Gebiet nicht angehört hatten, diesem einzuverleiben. Die Aufgabe war in dem engen Lebensraume des siebenbürgisch-sächsischen Volkes von großer Bedeutung, für den Verlauf des Bürgerkrieges belanglos. Roth löste sie ausgezeichnet, ohne Blut zu vergießen in dem von Plünderungen und Gewalttaten verheerten Strich, und lieferte damit in einem gefährlicheren Gebiet, als es sonst der sächsischen Politik beschieden ist, den Beweis für seine politische Gabe. Dann zog er sich, als die Ungarn vordrangen und das sächsische Land besetzten, auf sein Dorf zurück.

Seine politische Tätigkeit war ein Auftakt, dem ein weiterer Aufstieg unbedingt gefolgt wäre. Er war plötzlich sichtbar geworden durch die Tat, zu der er so lange gedrängt hatte. Sichtbar nicht nur für seine Volksgenossen, auch für den Feind. Drei Monate nach dem Siege der Ungarn wurde er gefangengesetzt, in Klausenburg vor ein Kriegsgericht gestellt und drei Stunden nach der Urteilsverkündung erschossen.

Das Urteil war widerrechtlich. Es begründete sich damit, daß Roth den Anordnungen des österreichischen Generals Folge geleistet habe. Der General war Vertreter der legitimen Macht, gegen die sich die Ungarn erhoben hatten, außerdem war Roths Mission in eine Zeit gefallen, wo die ungarische Revolutionsarmee über sein Gebiet die tatsächliche Gewalt noch gar nicht hatte. Doch diese juristischen Erwägungen berühren den Kern der Sache nicht. Roth fiel, weil er gefährlich war, nicht durch sein Wollen, durch seine Absichten, sondern durch seine Fähigkeiten. Roth war der Geist des sächsischen Volkes, der dessen innere Kraft wesentlich befruchten konnte. Roth mußte aus diesem Grunde fallen. Es war vielleicht, äußerlich betrachtet, ein Racheakt, in Wahrheit aber war es, von ungarischer Seite gesehen, eine grausame Notwendigkeit. Grausam deshalb auch, weil die Ungarn nach kurzer Zeit geschlagen wurden und nun sein Tod auch für sie nutzlos wurde.

Ein Ereignis, dessen verhängnisvolle Wirkung die Siebenbürger Sachsen bis heute spüren. Dieser Geist mußte weichen, als er vor der erfolgreichen Einflußnahme auf sein Volk stand. Er starb zu früh, noch ehe er sich im Bewußtsein der Landsleute völlig durchgesetzt hatte. Er starb weg, ehe er seine politische Rolle angetreten hatte. Damit versank auch seine erzieherische Bedeutung für sein Volk. Man kann da einwenden, daß jeder seiner Pläne später durchgeführt wurde, daß es keinen Siebenbürger Sachsen gibt, der so oft und stürmisch gefeiert, dessen Name so häufig genannt wurde, aber all dies ist bloß etwas Äußerliches, ist nicht der Kern seiner Sendung, die auf das Charakterliche und Geistige des Volkes gerichtet war.

Immer wieder wiesen freiere Geister auf Roth, auf die große Forderung seines Lebens. Zur Zeit wird eine Gesamtausgabe des schriftlichen Nachlasses veröffentlicht, aber wer weiß, ob sich die volle Tragik seiner Erscheinung jemals in einer Form gewordenen Wirkung aufhebt und ob sein Tod vielleicht später

doch im begnadeten Lichte des Märtyrertums erscheinen darf, das nicht nutzlos erlitten wurde, während es uns heute so quälend vertan dünkt.

Er duldete den Tod mit einer christlichen Größe, die durch die Worte eines Augenzeugen überliefert ist: „Währenddessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat heran und sprach: Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr!“ — Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hute griff, halb scherzend: „Bon gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger zu leben; aber“ — setzte er hohen Ernstes fort — „ich füge mich dem Befehl der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, und erblicke auch darin den Willen meines Schöpfers, nach dem Worte des frommen Apostels: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne Gott.“ — Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: „Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten — aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treuliebende und nützliche Schwester sein.“ — Einer der Angeredeten erwiderte in schönem Deutsch: „Herr, es ist auch nicht die Tendenz der ungarischen Nation die Ihrige zu mißhandeln oder zu vertilgen. Die sächsische Nation hat sich mit unseren Feinden verbunden und hat die Waffen gegen uns ergriffen, — drum sind wir gegen sie aufgetreten und haben sie auch glücklich bezwungen; zeigt sie Ergebenheit und Treue gegen uns und unsere Regierung, so soll sie bald auch brüderliche Behandlung von uns erfahren!“ — Er schritt nun bis zur Türe, hier stand er plötzlich stille und sagte zu mir: „Herr Bruder, Sie haben Ihr Amt bei mir bis jetzt schon vollkommen erfüllt; Sie sind angegriffen und könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen — wollen Sie nicht lieber zurückbleiben? Ich meinerseits spreche Sie von der ferneren Begleitung vollkommen frei.“ Gerührt von seinem Zartgefühl erklärte ich ihm diesmal seinen Willen nicht zu erfüllen und bis zum letzten Augenblicke bei ihm bleiben zu wollen. Ich wollte ihn hierauf in meiner Rührung umarmen und küssen: „Nein“, sagte er, „das soll nicht geschehen, ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gefangener. Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie für mich in der Meinung des Volkes schaden.“ Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Ich ergriff nun seinen Arm um ihm bei dem schlechten Steinpflaster und dem großen Straßenkote zum Führer zu dienen, — er lehnte auch dieses ab, indem er meinte: „Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen und müsse geführt

werden.' Auf dem Wege machten häufig gefühllose Menschen ihren entarteten Gemüthern in lauten Schimpf- und Scheltworten über den Unglücklichen Luft, und wiewohl ich seine Aufmerksamkeit sonstwohin zu lenken suchte, entgingen ihm diese rohen Äußerungen nicht. Als ich ihm nun auf seine Frage: was die sagten? äußerte, es tue mir zu wehe, als daß ich ihn davon in Kenntniss zu setzen vermöchte, sagte er: 'Nun das ist ja der Lauf der Welt und viel frommeren Menschen als ich bin, ja selbst meinem Heiland auf seinem letzten schweren Gange geschehen. Das gehört mit zu der Prüfung, die ich zu bestehen habe.'

Auch noch jetzt war er heiteren Gemüthes und achtete auf alles, was um ihn vorging, nur konnte er in Folge des schlechten Weges und der großen Eile seiner Begleitung schwer fortkommen. Aber gleichwohl lehnte er auch die steile Treppe zur Zitadelle hinauf meine Beihilfe ab. 'Vergeben Sie, Herr Bruder, daß ich ungalant bin; so nur möglich soll niemand meinen, ich bedürfe der Unterstützung um weiterzukommen.' Und da einer der rohen Kriegsgesellen ihn schalt, weil er etwas langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: 'Sei stille, ich wollte sehen, ob du so flink hinaufliefst, wenn du zum Tode geführt würdest.' Beschämt schwieg der Gefühllose. — Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Thor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. — 'Herr Bruder', wendete er sich zu mir, 'wie schön ist doch Gottes Welt und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht.' Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, daß er ja bald die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkt aus erblicken werde. 'Zarwohl', sagte er, 'hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit meiner Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht hält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können.'

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Nichtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen. Mit Wohlgefallen schweift zu anderer Zeit der Blick des Naturfreundes über diese wohl bearbeiteten Saatsfelder hin zu den gegenüberstehenden Hügelreihen, die bis zu den höchsten Spitzen mit schönen Gartenanlagen und Weinrebenanpflanzungen bedeckt sind, auch hatte gerade der Frühling die neu erwachte Schöpfung mit seinen schönsten Farben bekleidet. Jetzt aber erfaßte mich kalter Schauer beim Anblick derselben. Ich hörte das Todesröcheln der vielen Schlachtopfer, die hier in der Kürze gefallen waren — das Jammergeschrei und die Seufzer der Eltern, Gatten und Kinder, die hier ihre Söhne, Gatten oder Väter auf das Schrecklichste hatten verbluten sehen, ich sah die wilde Zuschauermenge, wie sie sich stürmisch an uns

herandrängte und den blutigen Augenblick kaum abwarten konnte — und nun blickte ich auf das neben mir stehende, gewiß die bereits gefallenem Opfer alle an innerem und äußerem Werte weit übertreffende Schlachtopfer, und mich erfaßte eine unnennbare Wehmut, ich schien mir vernichtet. Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Carré, als gelte es irgend einer freudigen Entwicklung seines Schicksals. Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort religiöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er drückte mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupftuch, indem er mich bat: 'Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner ältesten Tochter.' Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchem Momente!

Jetzt wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den Urteilspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: 'Hören Sie jetzt das Kugengewebe!' und als der Richter las: 'Der Verurteilte hat die heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht', bemerkte er zu mir: 'Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.'

Nach verlesenem Urteil trat er zu dem kommandierenden Offizier mit den Worten: 'Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte! Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon!' Der Angeredete erwiderte betroffen: 'Ich habe keinen Auftrag Pardon zu geben.' Ich las in seinen Mienen, daß er es gewiß gerne getan hätte und gerührt war. Nun, so lassen Sie mich nur noch ein Vater-unser sprechen', sagte der Unglückliche und ließ sich auf ein Knie nieder. Als er nach vollendetem Gebet aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: 'Den brauche ich nicht mehr!' und zu dem Offizier sich wendend, sagte er: 'Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!'

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dies als überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen; — es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: 'Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?' — Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen aus dem Carré zu treten; und als ich dies in der Verwirrung des schrecklichen Augenblicks nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über der Brust

gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche „Feuer“ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, Roth ließ ihn sogleich sinken, der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“

Die Gottesmagd Maria Bögelein

Novelle von Helmut Paulus

1

Obgleich alles ganz anders war als in dem Land, aus dem sie stammte: Baum und Pflanze, Haus und Straße, Mensch und Sprache, Berg und Tal, fühlte sich Maria Bögelein hier doch mehr zu Hause als sonst irgendwo auf der Erde. Denn ihre Sehnsucht hatte schon immer — so weit sie auch zurückdenken mochte — dieses Land gesucht und ihre Liebe hatte es aufgenommen, wie es die Liebe immer tut: Ohne Kritik, ohne Wählen, nur weil es eben das ersehnte Land war.

In zweiundzwanzigjähriger Arbeit als Hausangestellte, Köchin, Kindermädchen hatte sie den arg kleinen Lohn, Mark für Mark, gespart, hatte auf alles verzichtet, was sonst einem Mädchenherz Freude macht: hübsche Kleider, neue Schuhe, Kino und Theater, Freundschaft und Geselligkeit, und so war es ihr möglich geworden in ihrem vierzigsten Lebensjahr endlich nach Palästina zu reisen.

Wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über: Ihre Sehnsucht und ihren Willen hatte sie nie geheimgehalten, im Gegenteil, oft den Kindern, die ihrer Obhut vertraut, von der Heiligen Stadt erzählt und von den goldenen Zinnen und Kuppeln, von dem Schmerzensweg des Herrn, von dem Ölberg und von Gethsemane, und den Kleinen anvertraut, daß diese ihre leiblichen Augen einst das alles sehen würden. Die Kinder erzählten das natürlich weiter, und so hatte sie auch eines Tages die Bekanntschaft einer älteren Dame machen können, die Verwandte in Jerusalem hatte und die ihr die Adresse dieses älteren Ehepaares gab. Ein schüchterner Brief, den sie zaghaften Herzens und nach



Unsere letzten Neuerscheinungen

Nationalismus und Demokratie

im Frankreich der dritten Republik. Von Dr. Walter Frank. Kart. RM. 10,50. Leinen RM. 12,50 / Darstellung und Kritik der plutokratisch-parlamentarischen Demokratie und der jüdischen Macht (Panama, Dreyfus, Boulanger usw.).

Dollarsturz

im Spiel der hohen Politik. Von Edmund Kleinschmitt. Kart. RM. 1,20 / Der Dollarsturz als Gefahr für Währung und Außenhandel. Das Programm deutscher wirtschaftlicher Selbsthilfe und der Dollarsturz.

Der Begriff des Politischen

Von Prof. Dr. Carl Schmitt. Kartiert RM. 1,— / Die für das politische Denken der Gegenwart entscheidend gewordene Freund-Feind-Unterscheidung brachte die liberale Staatsrechtslehre zum Einsturz.

Vom Proletariat zum Arbeitertum

Von August Winnig. Erweiterte Sonderausgabe. Kart. RM. 2,40. Leinen RM. 4,50 / „Das Buch verdient als Kampfschrift gegen den Marxismus und für ein idealistisch gerichtetes Arbeitertum weiteste Verbreitung.“ (Dr. Feil, Reichsminister)

Hochschulrevolution

Von Prof. Dr. J. W. Mannhardt. Kart. RM. 2,20 / Der totalen Geisteswandlung werden keine Reformen mehr gerecht. Nur eine Revolution, eine radikale Neuordnung kann helfen.

Die Schicksalsstunde der alten Mächte

Japan und die Welt. Von Dr. Kurt Hesse. Kart. RM. 3,60. Leinen RM. 4,50 / Die noch immer andauernden Kämpfe im Fernen Osten, die kritische Lage der „alten Mächte“ werden hier von Deutschland aus beleuchtet.

Miliz

Von Major a. D. Dr. Kurt Hesse. Kart. RM. 1,20 / Einer der ersten Sachkenner moderner Heeresfragen erörtert die verschiedenen Möglichkeiten einer Milizgestaltung, die durch die Genfer Verhandlungen außerordentlich aktuell geworden ist.

Fesseln um Österreich

Von Dr. Joseph Papesch. Kart. RM. 1,20 / Die Zuspitzung des deutsch-österreichischen Verhältnisses findet durch diese Schrift eine deutliche Beleuchtung. Österreich kann nur als deutsche Ostmark leben.

Die Tageszeitung als Mittel der Staatsführung

Von Theodor Lüdtke. Kart. RM. 4,50. Leinen RM. 5,70 / Die künftige Gestaltung der Presse wird an Stelle der Vielheit der Meinungsäußerungen eine Erziehungsarbeit am Staatsbürger aufweisen müssen.

Das Hitlerbuch der deutschen Jugend

Von Dr. Heinz Schramm. Mit 8 Abb. Kart. RM. 1,80 / Das Buch der national-sozialistischen Bewegung und ihres Führers, dem ganz besonders die deutsche Jugend zujubelt, wird mit seinen Bildern jedem Jungen und jedem Mädchen willkommen sein.

Zum Neubau der deutschen Volkskultur!

Sieben erscheint:

Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart

Mit einem Geleitwort von Staatskommissar Hans Dinkel
Herausgegeben von Hochschulprofessor Dr. Heinz Rindermann
In Ganzleinen RM. 6.50, geheftet RM. 4.50

Mitarbeiter:

Bernhard Stehr
Paul Ernst
Wilhelm Schäfer
Hans Grimm
Jakob Schaffner
Hans Carossa
Franz R. Ginzler
E. G. Kolbenheyer
D. G. Carnegli

G. Fr. Blum
Hanns Jodt
A. A. Schröder
H. Meschenböcker
Paul Fichter
Max Mell
Otto Smolin
Robert Kohlbaum
Ernst Wiechert
M. Reuschle

Franz Schauwetter
J. M. Wehner
Richard Billinger
Gerhard Menzel
Paul Alberdes
E. G. Dwinger
Karl Heinr. Waggerl
Fr. Schreyvogel
Ruth Schaumann

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

i k g s

Min. Myfan Lüdning Roth Park
Angemängentwurf des ~~Max~~ Edmund Georg Lintz (1850)

Während dessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: "Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr!" - Er stand also gleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halbscherzend: "Von gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger, zu leben; aber" - setzte er hohen Ernstes fort - "ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, und erblicke auch darin den Willen meines Schöpfers, nach dem Worte des frommen Apostels: Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne Gott." - Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: "Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, - aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treu liebende und nützliche Schwester sein." - Einer der Angeredeten erwiderte in schönem Deutsch: "Herr, es ist auch nicht die Tendenz der ungarischen Nation, die Ihrige zu mißhandeln oder zu vertilgen. Die sächsische Nation hat sich mit unseren Feinden verbunden und hat die Waffen gegen uns ergriffen, - drum sind wir gegen sie aufgetreten und haben sie auch glücklich bezwungen; zeigt sie Ergebenheit und Treue gegen uns und unsere Regierung, so soll sie bald auch brüderliche Behandlung von uns erfahren!" - Er schritt nun bis zur Türe, hier stand er plötzlich stille und sagte zu mir: "Herr Bruder, Sie haben Ihr Amt bei mir bis jetzt schon vollkommen erfüllt; Sie sind angegriffen und könnten in den Augen dieser Menge kompromittiert erscheinen, - wollten Sie nicht lieber zurückbleiben? Ich meinestheils spreche Sie von der ferneren Begleitung vollkommen frei." Gerührt von seinem Zartgefühl erklärte ich ihm, dies-

mal seinen Willen nicht erfüllen und bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben zu wollen. Ich wollte ihn hierauf in meiner Rührung umarmen und küssen: "Nein," sagte er, "Das soll nicht geschehen, ich bin ein zum Tode Verurteilter, Gehäßer. Sie könnten sich durch Darlegung zu großer Sympathie für mich in der Meinung des Volkes schaden," Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Ich ergriff nun seinen Arm, um ihm bei dem schlechten Steinpflaster und dem großen Straßenkote zum ¹Fürer zu dienen, - er lehnte auch dieses ab, indem er meinte: "Es soll niemand glauben, ich könne nicht selbst gehen und müsse geführt werden." Auf dem Wege machten häufig gefühllose Menschen ihren entarteten Gemütern in lauten Schimpf- und Scheltworten über den Unglücklichen Luft, und, wiewohl ich seine Aufmerksamkeit sonstwohin zu lenken suchte, entgingen ihm diese rohen Äußerungen doch nicht. Als ich ihm nun auf ~~die~~ seine Frage: was die sagten? äußerte, es tue mir zu wehe, als daß ich ihn davon in Kenntnis zu setzen vermöchte, sagte er: "Nun, das ist ja der Lauf der Welt und ist viel frömmeren Menschen als ich bin, ja selbst meinem Heilande auf seinem letzten schweren Gange geschehen. Das gehört mit zu der Prüfung, die ich zu bestehen habe."

Auch noch jetzt war er heiteren Gemütes und achtete auf alles, was um ihn her vorging, nur konnte er infolge des schlechten Weges und der großen Eile seiner Begleitung schwer fortkommen; aber gleichwohl lehnte er auch die steile Treppe zur Zitadelle hinauf meine Beihilfe ab. "Vergeben Sie mir, Herr Bruder, daß ich ungalant bin; solange nur möglich soll niemand meinen, ich bedürfe der Unterstützung, um weiterzukommen." Und da einer der rohen Kriegsgesellen ihn schalt, weil er etwas langsamer ging als sie, erwiderte er ihm: "Sei stille, ich wollte sehen, ob Du so flink hier hinauf liefest, wenn Du zum Tode geführt würdest." Beschämt schwieg der

3

Gefühllose. - Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Tor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. - "Herr Bruder," wendete er sich zu mir, "wie schön ist doch Gottes Welt - und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht." Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, wie er ja bald die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkte aus erblicken werde. "Jawohl," sagte er, "hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit meiner Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht erhält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können."

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Richtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges. Die Gegend hier ist sonst schön zu nennen. Mit Wohlgefallen schweift zu andrer Zeit der Blick des Naturfreundes über diese wohlbearbeiteten Saatfelder hin zu den gegenüberstehenden Hügelreihen, die bis zu den höchsten Spitzen mit schönen Gartenanlagen und Weinrebenpflanzungen bedeckt sind, auch hatte gerade der Frühling die neuerwachte Schöpfung mit seinen schönsten Farben bekleidet. Jetzt aber erfaßte mich kalter Schauer beim Anblick derselben. Ich hörte das Todesröcheln der vielen Schlachtopfer, die hier in der Kürze gefallen waren - das Jammergeschrei und die Seufzer der Eltern, Gatten und Kinder, die hier ihre Söhne, Gatten oder Väter auf das Schrecklichste hatten verbluten sehen, ich sah die wilde Zuschauermenge, wie sie sich stürmisch an uns herandrängte und den blutigen Augenblick kaum abwarten konnte - und nun blickte ich auf das neben mir stehende, gewiß die bereits gefallenen Opfer alle an innerem und äußerem Werte weit übertreffende Schlachtopfer, und mich erfaßte eine unnennbare Wehmut, ich schien mir vernichtet. Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig

4

-12-

und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Carre,
als gelte es irgendeiner freudigen Entwicklung seines Schicksals.
Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort reli-
giöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er
drückte mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupftuch, in-
dem er mich bat: "Lieber Bruder, tauchen Sie, wenn ich gefallen
bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner
ältesten Tochter." Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in
solchem Momente!

Jetzt wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden
Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den
Urteilsspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender
unglücklicher Freund zuflüsterte: "Hören Sie jetzt das Lügenge-
webe!" und als der Richter las: "Der Verurteilte hat die Hl.
Schrift mit dem Schwerte vertauscht," bemerkte er zu mir: "Es
ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt."

Nach verlesenem Urteile trat er zu dem kommandierenden Offizier
mit den Worten: "Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte! Um meiner
Kinder willen bitte ich um Pardon!" Der Angeredete erwiderte be-
troffen: "Ich habe keinen Auftrag, Pardon zu geben." Ich las in
seinen Mienen, daß er es gewiß gern getan hätte und gerührt war.
"Nun so lassen Sie mich nur noch ein Vaterunser beten," - sagte
der Unglückliche und ließ sich auf die Knie nieder. Als er nach
vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebe-
wohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit
kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: "Den
brauche ich nicht mehr!" und, zu dem Offizier sich wendend, sag-
te er: "Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!"

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche
hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als
überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen;
- es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er

✓

-18-

sagte: "Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht, darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?" - Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen, aus dem Carre zu treten; und als ich dieses in der Verwirrung des schrecklichen Augenblickes nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

✓ Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend - ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche "Feuer!" und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: "Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!"

Ein Märtyrer der Völkereintracht

Vor hundert Jahren wurde St. L. Roth erschossen

Vor hundert Jahren, am 11. Mai 1849, ließ ein ungarisches Revolutions-tribunal zu Klausenburg in Siebenbürgen einen der größten Männer des Südostdeutschtums, den evangelischen Pfarrer Stefan Ludwig Roth, widerrechtlich erschießen, weil er, im Auftrag der legitimen österreichischen Machthaber und des deutschen Freitums, in einem ~~durch~~ ^{von} Banden verheerten Landstrich, ohne Blut zu vergießen, Ordnung und Ruhe wieder hergestellt hatte.

Dieser St. L. Roth, der so heldenhaft starb, daß der die Hinrichtung befehl~~ende~~ ^{gebende} ungarische Offizier an der hingesunkenen Leiche ausrief: "Soldaten lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt!", verdient auch heute Beachtung, denn in ihm verdichtete sich eine Gesinnung, die man als abendländisch und völkerübergreifend bezeichnen kann und die uns in der haßzersetzten Gegenwart ein Vorbild sein muß. Er war ein deutscher liberaler Patriot und darin den binnendeutschen Revolutionären von 1848 gleich, aber er begriff, an der Grenze der europäischen Kultur lebend, besser als jene, daß über das Nationale hinaus der Geist völkischer Duldsamkeit sich zur praktischen Kunst des Zusammenlebens erheben müsse, soll~~e~~ sich der Freiheitsgedanke nicht zur Tyrannei entwickeln. Er fühlte voraus, welche Schädigungen sich aus der nationalstaatlichen Versteifung, deren Quelle die französische Revolution war und als deren Vertreter in seiner Heimat damals die Madjaren auftraten, für alle Werte der Gesittung und zugleich für den Bestand der europäischen Gemeinschaft ⁱⁿ ~~Geben~~ ^{geben} mußten. Mit der Hellsichtigkeit völkischer Befangenheit erkannten seine Widersacher in ihm den genialen Verfechter der ausgleichenden Haltung, die ihnen im Wege stand, wenn ihr einseitiger Nationalismus ~~siegen~~ ^{siegen} wollte. Darum vernichteten sie ihn mit Hilfe einer Rechtsbeugung in den wenigen Wochen, als sie über die Kaiserlichen triumphierten, gegen deren frühere Regierungsweise auch Roth und dessen Volksgenossen nicht weniger freiheitsdurstig aufgetreten waren, bis sich unter dem Einfluß der Ereignisse in Wien und Frankfurt ein ~~Änderung~~ ^{Änderung} der habsburgischen Innenpolitik vollzog, deren Maßnahmen verständnisvoll wurden, indessen sich die madjarischen Freiheitsverkünder zu Unterdrückern der anderen Nationen des Landes verwandelten. Als das edelste Opfer ihrer Feindschaft gefallen war, erlebte es sofort, nicht bloß im Bewußtsein der deutschen Mitbürger, sondern auch bei den übrigen Völkern Siebenbürgens eine geistige Auferstehung; fortan war St. L. Roths Name ein Sinnbild friedlichen Beieinanderhausens, ~~einer~~ ^{einer} sich nach Werten ordnenden Demokratie, die das Eigenwüchsige im Rahmen des Gemeinsamen achtete.

Wäre an ihm nur sein Opfertod bemerkenswert, so hätte sich diese Wir-

kung ~~nur~~ in solcher Helle nie gezeigt. Aber der einfache Dorfpfarrer, der kaum das 50. Lebensjahr erreicht hatte, ist der bedeutendste sozialpolitische deutsche Schriftsteller des Südostens, der erste Volkswirt dieser Gegend; seine Schriften über den Geldmangel, über die Neubelebung der Zünfte und vor allem die erregende Abhandlung über den Sprachkampf, stellen neben zahllosen Aufsätzen eine große volkserzieherische Konfession dar, die einerseits an die Leistungen Friedrich Lists, andererseits, da sie immer auch die seelischen und religiösen Tragkräfte ~~des Dies-~~ ~~seits~~ ergründet, an die Einsicht und Schau Justus Mörsers erinnert. Leidenschaft, unbestechliches Wahrheitsliebe, Innigkeit, und Weite des Gefühls, Gerechtigkeitssinn und angeborene Weisheit geben seinen Schriften eine unverwelkliche Frische, ja sie werden den Leser der Gegenwart vielleicht in mancher Hinsicht noch mehr ergreifen, da die in ihnen behandelten Probleme eines gemischt-völkischen Siedlungsraums inzwischen zur entscheidenden Frage des gesamteuropäischen Daseins geworden sind. Man muß bloß die damaligen Betrachtungsgegenstände mit den heutigen austauschen, um bei Roth Lösungen (zu finden, die für die Zukunft gelten, die lediglich aus einer Gesinnung, wie er sie vertrat, gemeistert werden kann. Das Bezaubernde an diesem Praktiker und tief christlichen Manne ist seine Sprachgewalt, der hinreißende Stil, die Anschaulichkeit der Beweisführung und der Vergleiche, was alles auch seine Briefe auszeichnet, die mit den Werken zusammen vor dem zweiten Weltkrieg in einer sechsbändigen Gesamtausgabe bei de Gruyter in Berlin von Otto Folberth veröffentlicht worden sind.

Man findet bei ihm gewissermaßen einen Leitfaden für den guten Europäer, dessen Treue zum eigenen Volke sich mit der Neigung und der Verantwortungsfreudigkeit für die größere Gemeinschaft deckt. Keineswegs blind gegenüber den Nachteilen eines schematisch angewendeten Mehrheitsprinzips, das er ablehnte, ist Roth ein Wegweiser zur Demokratie der Auslese und unbedingten Gerechtigkeit, mehr noch: zur Liebe als bestimmender Kraft der Völkergemeinschaft.

Schon als Student der Theologie in Tübingen fühlte er sich vom Gedanken der Volkserziehung "geheiligt". Er verbrachte ein Jahr bei Pestalozzi in Iferten und schrieb für diesen ein Buch über den Sprachunterricht, das in England und Frankreich verbreitet wurde. Die Heimreise unterbrach er in seiner Universitätsstadt, um innerhalb vier Tagen eine Doktorarbeit über "Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen" zu schreiben und tags drauf schon zu promovieren.

Dann freilich kamen für ihn Jahrzehnte der Enttäuschungen. Seine Vorschläge zur Verbesserung der Lehrerbildung scheiterten bei den Behörden in Wien und am Unverständnis konsistorialer Vorgesetzter in der Heimat. Eine Fülle anderer Pläne, wie Zeitungsgründungen, Schaffung von

Mustergütern und Erziehungsheimen, verwirklichten sich erst nach seinem Tode. Er wurde Gymnasialdirektor, später Stadtprediger und Dorfpfarrer, war angefeindet, ja verlacht, weil die stillen Metternichschen Jahre ~~den~~ den schöpferischen Brand seines Herzens nicht begriffen. Zwar glückte ihm die Errichtung eines bald segensreich arbeitenden Landwirtschaftsvereins, ferner eines Jugendbundes und teilweise auch die Durchführung einer Schwabeneinwanderung nach Siebenbürgen, die ihn zum letzten deutschen Kolonisator im Südosten machte, aber erst bei Ausbruch der Revolution 1848 stellte ihn das Schicksal auf den Platz, der ihm gebührte: er war plötzlich, ohne es zu wollen, der politische Führer der Deutschen Siebenbürgens, der begeistert verehrte Mann der Jugend, kaiserlicher Kommissar und Mitglied der höchsten Körperschaften. Der vorübergehende Sieg der ungarischen Nationalisten warf ihn schon nach etlichen Monaten ins Grab. Seine Laufbahn war tragisch beendet, ehe sie sich in reformatorischen Taten, die er so lange ersehnt hatte, erfüllen konnte.

Geblichen ist sein schriftstellerisches Werk, aus dem auch der sozial- und volkspolitisch wenig bemühte Leser eine Fülle tiefer Lebensweisheit ernten wird. Zwar wurden in Deutschland schon einigemal Auswahlbände mit Teilen seiner Erkenntnisse, Sprüche, Briefstellen und kurze Abhandlungen zu den verschiedensten Fragen des Menschendaseins und einer sittlichen Lebensführung verbreitet, doch sie haben die Beachtung noch nicht gefunden, die ihnen zu wünschen wäre als dem Vermächtnis eines der edelsten Erscheinungen des Südostdeutschtums.